

Orte für Menschen



Photo: Archive HZ Petermichl,
Visualisierung: grafisches Büro

Einleitende Bemerkungen zum österreichischen Beitrag zur Architektur-Biennale von Venedig 2016

Text: Christian Muhr

„Ästhetik und Ethik sind Eins.“

Ludwig Wittgenstein, „Tractatus logico-philosophicus“ (1921)

Anlass und Intention

Der Start des Projekts „Orte für Menschen“ fiel in den Sommer 2015, der in Österreich nicht nur durch große Hitze, sondern vor allem durch zwei tragische Ereignisse geprägt war, die wegen ihrer extremen, bisher ungekannten Ausmaße weite Teile der Öffentlichkeit erschütterten.

Am 28. August 2015 wurde auf der Ostautobahn im Umkreis der burgenländischen Gemeinde Parndorf ein abgestellter Kühllastwagen sichergestellt, aus dessen Ladebereich nur noch die Leichen von 71 Menschen geborgen werden konnten, die zusammengepfertcht und bei sengender Hitze wahrscheinlich qualvoll erstickt waren. Die Opfer dieses

Die Überzeugung nicht länger zusehen zu können, teilte das Biennale-Team mit einer bereits großen und stetig wachsenden Gruppe von BürgerInnen, deren vielfältiges und tatkräftiges Engagement für eine zivilgesellschaftliche Mobilisierung sorgte, wie sie Österreich zuvor kaum erlebt hatte.

Schleppertransports waren großteils Männer, aber auch Frauen und Kinder, die aus dem Iran, dem Irak, Syrien und Afghanistan stammten. Rund zwei Wochen vor dieser Tragödie wurde ein Bericht von Amnesty International über die Situation von Flüchtlingen im südlich von Wien gelegenen Erstaufnahmelager Traiskirchen veröffentlicht, in dem die massive Überbelegung und die mangelhafte medizinische, soziale und sanitäre Versorgung kritisiert wurden. Da die Kapazitäten dieser Einrichtung erschöpft waren und nicht ausreichend weitere Unterkünfte organisiert werden konnten, mussten rund 1.500 Menschen im Freien übernachten, während weitere außerhalb des Stadtzentrums auf Wiesen kampierten.

Schon einige Wochen zuvor hatte das Kernteam begonnen, sich im Büro von Delugan Meissl Associated Architects zu regelmäßigen Arbeitssitzungen zu treffen, um Ideen für den österreichischen Beitrag zur Architektur-Biennale 2016 zu entwickeln. Die Nachrichten über die Flüchtlingsbewegung und die prekäre Situation der Menschen auf der Flucht waren bei diesen Treffen ständig präsent, aber erst die beiden Ereignisse, die sich weniger als fünfzig Kilometer vom Ort dieser Besprechungen entfernt abspielten, führten Anfang September zur Entscheidung, alle bisherigen Ansätze in den Hintergrund zu rücken und dieses Thema auf die Agenda zu setzen.

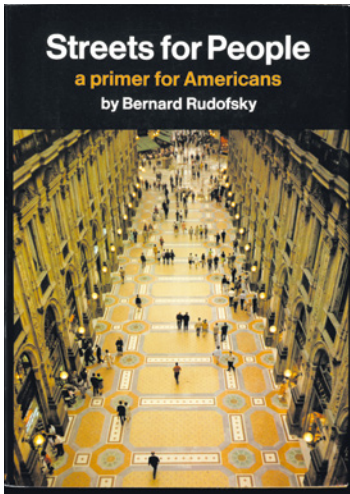
Die Überzeugung, bei Vorfällen wie den genannten, nicht länger zusehen zu können, teilte das Biennale-Team mit einer bereits großen und stetig wachsenden Gruppe von BürgerInnen, deren vielfältiges und tatkräftiges Engagement für eine zivilgesellschaftliche Mobilisierung sorgte, wie sie Österreich zuvor kaum erlebt hatte.

Angesichts der Zustände in Traiskirchen, aber auch in anderen Notunterkünften fühlten sich die einzelnen Teammitglieder nicht nur als Privatpersonen, sondern auch in ihren professionellen Rollen als ArchitektInnen bzw. als KuratorInnen einer Architektur-Biennale angesprochen. Aus diesem Grund wurde sofort ein Projekt aufgesetzt, das das Know-how ausgewählter österreichischer ArchitektInnen, das Prestige der Biennale und das damit verbundene Produktionsbudget sowie die Leistungen von SponsorInnen produktiv macht, um leer stehende oder teilweise nicht belegte Gebäude in Wien mit architektonischen Mitteln so zu adaptieren, dass sie Menschen temporär eine würdige Unterkunft und Betreuung bieten können.

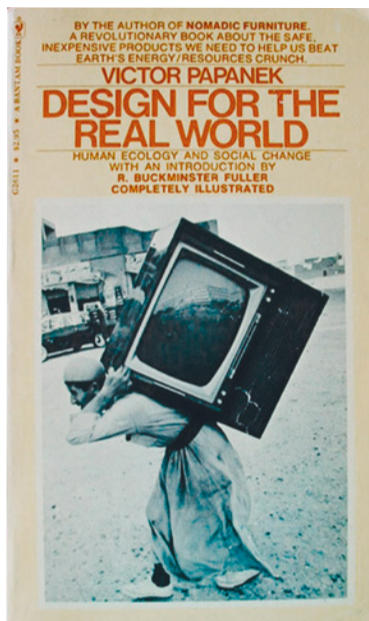
Anspruch und Methode

Der dabei gewählte Ansatz war bewusst „hands-on“, praktisch, pragmatisch und dezidiert nicht sozialromantisch, da von Anfang an das erklärte Ziel des Vorhabens war, tatsächlich für konkrete Verbesserungen der Lebenssituation von nach Wien geflüchteten Menschen zu sorgen. Diese Entscheidung bedeutete zunächst eine durchaus willkommene Akzentverschiebung von Venedig nach Wien, vom Kontext einer internationalen Kulturveranstaltung und der artifiziellen Ausstellungssituation hin zu realen Schauplätzen im Wiener Stadtgebiet, von der Meta- zur Alltagsebene, von der Position des Auftragnehmers für die Produktion eines Biennale-Beitrags zu jener des Auftraggebers von konkreten Bauvorhaben und schließlich von der Präsentation von Exponaten und finalen Resultaten hin zu den Arbeits- und Produktionsprozessen, die ihnen vorausgehen.

„Orte für Menschen“ beruht zunächst auf der einfachen, klassisch oder sogar traditionell zu nennenden These, dass es zu den elementaren Aufgaben und den konstituierenden Merkmalen von Architektur gehört, für den Schutz von Menschen zu sorgen, menschengerechte Lebensräume zu gestalten und Voraussetzungen für ein funktionierendes Zusammenleben zu schaffen. So bekannt, einleuchtend oder möglicherweise überholt diese Behauptung erscheinen mag, bekommt sie angesichts der aktuellen Entwicklungen doch neue Brisanz: Wie lässt sich in Zeiten von Massenmobilität und Massenmigration legitimerweise noch von



Bernard Rudofsky, Streets for People.
A primer for Americans, Doubleday, Garden
City, N.Y. 1969, 26.5 x 19 cm



Originally published by Albert Bonniers
Förlag AB, Stockholm 1970

Ab dem Zeitpunkt, da die drei Immobilien und komplexe Fragen wie die Finanzierung der Maßnahmen, Form und Dauer der Nutzung, die Art der Betreuung weitgehend geklärt waren, entwickelten die drei Büros in Abstimmung untereinander, mit dem KuratorInnen-Team und in Zusammenarbeit mit den verschiedenen ExpertInnen der Caritas ihre jeweils spezifischen Konzepte, die in der Ausstellung in Venedig und in der Zeitung im Detail dargestellt werden.

Die Stadt und der öffentliche Raum

Die jeweils gewählten Strategien und Schwerpunkte sowie die Maßnahmen und Resultate unterscheiden sich in allen drei Interventionen in zahlreichen Punkten deutlich voneinander, diese weisen aber auch Gemeinsamkeiten auf: So wurden alle drei in Zusammenarbeit mit den betroffenen Menschen bzw. den zukünftigen BewohnerInnen entwickelt, wobei Art und Ausmaß der Partizipation unterschiedlich sind.

Eine weitere Gemeinsamkeit besteht darin, dass die einzelnen Maßnahmen, so spezifisch sie auch sein mögen, immer auch als Teil in einem Gesamtzusammenhang fungieren, der vom Gebäude und darüber hinaus von der Stadt gebildet wird. Ausgehend von der Aufgabe, menschengerechte Lebensräume auf Zeit für Geflüchtete und in anderen prekären Umständen Stehende zu schaffen, liefern alle drei Interventionen Vorschläge für alternative, neuartige und dynamische Formen der Stadtnutzung und -entwicklung. Während die drei Projekte tatsächlich reale Orte für individuelle Menschen schaffen, liefern sie zugleich konkrete Impulse zu Themen wie Um- und Zwischenutzung, Aktivierung von Leerstand, Nachverdichtung, Gestaltung und Öffnung des öffentlichen Raums, neue Wohn- und Arbeitsformen und nicht zuletzt zur Neuerfindung des sozialen Wohnbaus, bei dem gerade Wien auf ein beeindruckendes Erbe und viele qualitätsvolle Beispiele zurückblicken kann.

Wie sehr die Stadt im Zentrum von „Orte für Menschen“ steht, zeigt sich auch am Titel, der in Anlehnung an das Buch „Strassen für Menschen“ von Bernard Rudofsky gewählt wurde, das ein leidenschaftliches Plädoyer für menschengerechte Urbanität und die Kultivierung des öffentlichen Raums formuliert. Der österreichisch-amerikanische Architekt, Designer, Autor und Ausstellungsmacher (1905–1988) hat sein Leben und Werk dem Reisen gewidmet und dabei auch die Unfreiwilligkeit des Exils erlebt. Im Mittelpunkt seiner Schriften, Bauten und Ausstellungen stehen die Auseinandersetzung mit elementaren Vollzügen des Lebens wie Essen, Schlafen, Sitzen, Liegen, Waschen und die Frage, wie diese Bedürfnisse auf menschenwürdige Weise erfüllt werden können und welche Rolle der Architektur dabei zukommt. Seine Beobachtungen dazu hat Rudofsky aus der Analyse von anonymen Architekturen und Alltagspraktiken auch des arabischen Raums gewonnen. Sein berühmtes Diktum, dass weniger eine neue Bauweise denn eine neue Lebensweise nützt, steht für eine Akzentverschiebung weg von der Gestaltung von Materie hin zur Gestaltung von Beziehungen, die angesichts der zahlreichen Krisen der Gegenwart unter dem Schlagwort vom „Social Turn“ in der Architektur jüngst besondere und dabei auch verstärkt politische Bedeutung bekommen hat. Dafür steht auch das Werk des österreichisch-amerikanischen Designers Victor Papanek (1923–1998), der einen ähnlichen Paradigmenwechsel im Bereich des Designs gefordert und eingeleitet hat. Arbeit und Leben dieser beiden kosmopolitischen Emigranten aus Österreich haben das Projekt „Orte für Menschen“ besonders inspiriert, weshalb gerade im österreichischen Pavillon von Josef Hoffmann an diese beiden Visionäre in der Tradition einer sozial orientierten, weniger objektfixierten Wiener Moderne und an ihren bis heute nachhaltigen Einfluss erinnert werden soll.

„Orte für Menschen“ beruht zunächst auf der einfachen, klassisch oder sogar traditionell zu nennenden These, dass es zu den elementaren Aufgaben und den konstituierenden Merkmalen von Architektur gehört, für den Schutz von Menschen zu sorgen, menschengerechte Lebensräume zu gestalten und Voraussetzungen für ein funktionierendes Zusammenleben zu schaffen.

Ästhetik und Ethik

Anlässlich der Eröffnung der Architektur-Biennale 2016 werden rund acht Monate nach dem Start die Resultate von „Orte für Menschen“ einer breiten internationalen Öffentlichkeit präsentiert. Daten, Fakten, aber auch die dahinterstehenden Ideen werden dargestellt, um dem Publikum zu erlauben, sich ein Urteil zu bilden, inwieweit die Ansprüche des dezidiert als Selbstversuch angelegten Projekts bisher eingelöst werden konnten. Gleichzeitig handelt es sich um eine Zwischenbilanz, denn alle drei Projekte sind noch nicht abgeschlossen, sondern laufen weiter.

Zu diesem Zweck wurde korrespondierend zur beibehaltenen Installation von Heimo Zobernig für die Kunst-Biennale 2015 ein einfaches dreiteiliges tischartiges Displayensemble entwickelt, das sowohl der Rezeption der präsentierten Inhalte als auch sozialer Begegnung und Interaktion dient: Eine Betonplattform vor dem Pavillon kann ganz im Sinne des programmatischen Titels von BesucherInnen auf vielfältige Weise genutzt werden. Das zweite Display zeigt eine Auswahl von zwanzig großformatigen Fotografien in Plakatform zum Mitnehmen, die von den Orten und den Menschen sowie von den vielfältigen Interaktionen zwischen ArchitektInnen und BenutzerInnen, DesignerInnen und BewohnerInnen handeln. Sie sind Teile eines umfangreichen visuellen Essays des österreichischen Fotografen Paul Kranzler, der die Arbeitsprozesse in Wien in den letzten fünf Monaten begleitet hat. Ein drittes Display an der Rückseite des Pavillons bietet zu jedem der drei Interventionen nähere Details. Dort ist auch die vorliegende Zeitung kostenlos erhältlich, die umfangreiche Informationen zum gesamten Projekt enthält.

Die von „Orte für Menschen“ behauptete Relevanz von Architektur für ein funktionierendes gesellschaftliches Zusammenleben wurde im bisherigen Verlauf des Projekts an vielen Stellen einer Prüfung durch die Realität ausgesetzt. Ganz im Sinne des Unternehmens lassen sich daraus durchaus unterschiedliche Rückschlüsse ziehen.

Bei der aktuell populären Zuspitzung der Fragestellung in Richtung einer Polarisierung zwischen der sozialen und der ästhetischen, der autonomen und der dienenden Dimension von Architektur handelt es sich hingegen um eine Verkürzung.

Ästhetik und Ethik lassen sich nicht trennen: Beide Sphären verbindet, dass weder ästhetische noch ethische Entscheidungen in Form einer reinen Anwendung von äußeren Regeln getroffen werden können.

Ethik und Ästhetik sind ihrem Wesen und ihrer Struktur nach individuelle kreative, gestalterische Akte, die gleichermaßen Freiheit und Verantwortung erfordern.

Von diesen Beziehungen und Spielräumen handeln auch die drei Interventionen und die gesamte Initiative „Orte für Menschen“.

Humane dwellings in an urban fabric

Im Stiegenhaus der Großunterkunft herrscht reger Betrieb. Es ist ein Kommen und Gehen, Brandschutztüren knallen, die das Geräusch der omnipräsenten Flip-Flops bildet den Soundtrack im Haus, untermalt von einer scheppernden Kakophonie, die aus unzähligen Handylautsprechern dringt. Junge Männer lehnen am Gang und hocken auf dem Boden, mangels Sitzgelegenheiten, mangels Alternativen. Das fensterlose Fluchtstiegenhaus bietet den besten WIFI-Empfang für die Smartphones. Ein typischer Nachmittag in einer Großunterkunft für Asylwerber im Frühjahr 2016 in Wien.



Photo: Paul Kranzler

Ernst J. Fuchs auf dem Dach in der Kempelengasse 1

Text: Martina Frühwirth und Anna Soucek

Das fensterlose Fluchtstiegenhaus bietet den besten WIFI-Empfang für die Smartphones.

Für die verantwortlichen österreichischen Behörden kam die Flüchtlingskrise im Sommer 2015 völlig überraschend. Tausende Flüchtlinge – überwiegend aus den Herkunftsländern Syrien, Irak und Afghanistan – mussten in Bahnhofshallen übernachten und unter freiem Himmel campieren. Freiwillige HelferInnen kümmerten sich wochenlang um die Notversorgung. Der Großteil der Flüchtlinge, Schätzungen sprechen von 600.000 Menschen, hat Österreich inzwischen wieder verlassen. Für sie war das Land nur eine Station auf ihrem Weg. Der kleinere Teil hat in Österreich offiziell um Asyl angesucht. Derzeit leben etwa 87.000 AsylwerberInnen in Österreich. In der EU können Flüchtlinge nicht mit einem UN-Mandat angesiedelt werden, wie es in afrikanischen Ländern geschieht, und darin liegt die eigentliche Herausforderung in Europa: Die Flüchtlingskrise findet in einer hochentwickelten, hochstrukturierten Gesellschaft statt. Zeltstädte, wie sie in Krisengebieten weltweit zum Einsatz kommen, sind in Österreich undenkbar.

In der akuten Notlage entstanden Flüchtlingsunterkünfte an Orten mit höchst unterschiedlichen Ausprägungen: in Containersiedlungen, in Hotels, die schon bessere Zeiten gesehen haben, in SchülerInnenheimen, aber auch in Privatwohnungen und in leer stehenden Bürogebäuden – die Lösungsansätze im Bundesgebiet sind vielfältig und verfolgen dabei alle ein Ziel: AsylwerberInnen sollen für die Dauer ihres Verfahrens nicht auf der Straße leben müssen. Ebenjene Dauer des Asylverfahrens ist eine unbekannte Größe. AsylwerberInnen wissen nicht, wie lange sie in Österreich auf das Interview bei der Behörde warten müssen und ob sie letztlich



Lotte Kristoferitsch, Hannes Stepic, Harald Gründl
in der E00S Werkstatt

Die Dauer des Asylverfahrens ist eine unbe- kannte Größe.

überhaupt Asyl erhalten werden. Wartezeiten von Monaten und Jahren sind keine Seltenheit. Während dieser Wartezeit auf das alles entscheidende Interview leben sie in der sogenannten Grundversorgung. PolitikerInnen sprechen im Zusammenhang mit den Flüchtlingsunterkünften im Rahmen der Grundversorgung ganz bewusst nicht von „Wohnen“, sondern von „Unterbringung“, denn „Wohnen“ muss mehr leisten können als ein Dach über dem Kopf und drei Mahlzeiten am Tag. Grundversorgung für Flüchtlinge bedeutet einerseits, dass der Staat sich um Unterbringung und Verpflegung kümmert, andererseits aber, dass die AsylwerberInnen zum Nichtstun gezwungen sind, denn für die Dauer des Asylverfahrens bieten sich ihnen kaum Gelegenheiten, einer Arbeit nachzugehen.

Die Kenntnis dieser dem österreichischen Architektur-Biennale-Beitrag „Orte für Menschen“ zugrunde liegenden Umstände ist wichtig, um die Ausgangslage des Projekts nachvollziehen und begreifen zu können: Drei Büros – zwei Architekturbüros und ein Designbüro – entwickeln in einer seit Sommer 2015 andauernden Ausnahmesituation eben „Orte für Menschen“. Mit ihren Entwürfen versuchen sie, der Idee eines Grundrechts auf Wohnen so nahe wie möglich zu kommen, den limitierenden Rahmenbedingungen zum Trotz.

Vierhundert AsylwerberInnen leben im April 2016 im Großquartier in Erdberg im 3. Wiener Gemeindebezirk. Zu Spitzenzeiten waren in dem Gebäude fast 1.000 Menschen untergebracht. Draußen, im Stadtraum, ist davon so gut wie nichts zu spüren. Die Asylwerber sind im direkten Umfeld der Unterkunft nahezu unsichtbar. Hier sind überhaupt wenige Menschen zu Fuß unterwegs. Erdberg – dieser Stadtteil im Südosten der Stadt Wien, hat zeit seines Bestehens zahlreiche Transformationen durchlaufen, vom Armenviertel – der letzte Slum Wiens befand sich in Erdberg – bis hin zur Aufwertung durch die Anbindung an das Stadtzentrum mit der 1991 eröffneten U-Bahn-Station Erdberg. Die Peripherie rückt ein Stück näher an die Innenstadt, der Stephansdom ist in gerade mal sieben Minuten zu erreichen. Die Autobahn ist in Hörweite, Tausende Pendler stauen sich im Büroverkehr, das Autobahnkleeblatt lenkt Taxis Richtung Flughafen. Dieser Ort verkörpert Transit und stellt jenen Zustand dar, den der deutsche Architekt und Stadtplaner Thomas Sieverts 1997 in seinem Buch „Zwischenstadt“ als einen „Nichtort der Raumüberwindung“ beschrieben hat. Entlang der U-Bahn-Trasse reihen sich dicht an dicht Bürohochhäuser. In den vergangenen Jahrzehnten sind hier weitere neue Bürobauten entstanden. Das jüngste Büroquartier heißt „Town Town“. Die Gliederung der Fassade mit französischen Fenstern verrät nicht, dass es sich um Bürogebäude handelt, die Architektur ist von Wohnanlagen vertraut. Ganz anders stellt sich der gewaltige Gebäudekomplex ein paar Meter weiter dar, in dem sich heute die Flüchtlingsunterkunft befindet: eine riesige Verwaltungsburg, in der sich der Geist einer nicht mehr zeitgemäßen bürgerfernen Bürokratie manifestiert.

Ein Teil wird heute noch als Verwaltungsgebäude genutzt: Das Bundesverwaltungsgericht arbeitet hier und überprüft u. a. auch Asylbeschwerden. Im anderen Teil des Komplexes wurden über viele Jahre angehende ZöllnerInnen ausgebildet. Im Kellergeschoss wurde der Dienst an der Waffe geübt. Ein paar Stockwerke darüber fand der Unterricht statt. Die Auszubildenden lebten früher in jenen Zweibettzimmern, die heute als Flüchtlingsunterkünfte genutzt werden. Beim Betreten des Gebäudes wird sichtbar, welche Herausforderung die Unterbringung von mehreren Hundert Personen bedeutet. Die Belegung brachte alle an ihre Grenzen – die BetreuerInnen, die Bewohner, aber auch die vorhandene Infrastruktur.

Beim ersten Besuch vor Ort holt uns Lotte Kristoferitsch direkt beim Eingang ab. Uns schlägt ein penetranter süßlicher Geruch entgegen: eine Mischung aus abgestandener Luft, Urin und einem Desinfektionsmittel. Die Eindrücke prasseln auf uns ein. Es sind zu viele, zu unterschiedliche und vor allem zu beschämende Eindrücke, als dass wir sie in der Sekunde



Besprechung mit the next ENTERprise

verarbeiten könnten. Schließlich gelangen wir zum Büro von EOOS. Lotte Kristoferitsch sperrt den Raum auf. In der Mitte des Zimmers ein großer Schreibtisch und zahlreiche Stühle. Gelbe Platten wie jene, die hier als Schreibtischplatte dient, werden sonst auf Baustellen als Schalung eingesetzt. Auf dem Boden steht ein Drucker, auf dem Fensterbrett eine Kaffeemaschine. Die Atmosphäre erinnert an eine Baustellenunterkunft in einem Container. An die Wand sind weitere Holzplatten gelehnt. In den nächsten Wochen wird sich mithilfe ebendieser Holzplatten einiges im Haus ändern.

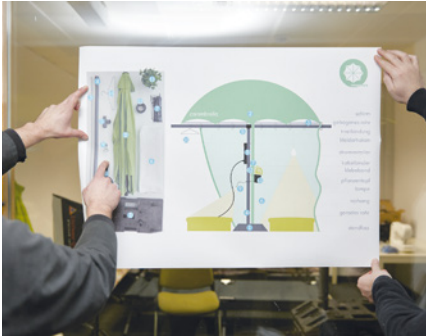
EOOS sind Produktdesigner mit langjähriger Erfahrung. Ihre Entwürfe findet man etwa in der Sammlung des Museums für angewandte Kunst Wien. Mit der Neuinterpretation des Arbeitsraums „Küche“, die letztlich eine Rückbesinnung auf die Ursprünge der Küchenidee – als Werkstatt – ist, haben sie sich international einen Namen gemacht. In Erdberg setzen sie ebenso auf die Küche, nicht des Designs wegen, sondern weil die geplanten Gemeinschaftsküchen den Bewohnern ein selbstbestimmtes Handeln ermöglichen sollen. Derzeit versorgen die Hilfsorganisationen alle Bewohner dreimal täglich mit angelieferten Mahlzeiten. Das gecaterete Essen ist ordentlich und ausreichend. Auf Dauer stellt die Vollverpflegung für die Bewohner aber eine Belastung dar. Harald Gründl von EOOS: „Man ist an einem Ort, den man sich nicht ausgesucht hat, man kriegt etwas zu essen, das man sich nicht ausgesucht hat. Der Handlungsspielraum ist auf Null reduziert. Die einfachste Maßnahme, Handlungsspielraum und letztendlich auch Selbstwertgefühl wieder möglich zu machen, ist Selbstversorgung.“ In den von EOOS vorgeschlagenen Gemeinschaftsküchen sollen die Bewohner für sich und andere kochen und Kontakte knüpfen können, eine Gemeinschaft bilden.

Drei Monate vor der Eröffnung der Architektur-Biennale wird das Vorhaben ausgebremst. Die fehlende Infrastruktur im Gebäude, die technischen, aber auch die organisatorischen Rahmenbedingungen führen dazu, dass im ehemaligen EDV-Raum, der zur Gemeinschaftsküche umgebaut werden soll, nur der Prototyp für eine Küchenwerkbank steht. Anstelle der Kochplatten liegen hier schwarze Kunststoffmatten. Die Rauchmelder im Haus müssen umgebaut werden, damit sie künftig nicht Alarm schlagen, wenn es aus den Töpfen dampft. Für die Kochstellen sind eine Starkstromleitung, eine Abluftanlage, diverse Wasseranschlüsse notwendig, bis hin zu einem elektronischen Türsystem, das den Zutritt zu den Gemeinschaftsküchen reguliert – all das und vieles mehr muss noch realisiert werden. Die Designer sind fest davon überzeugt, dass sie ihr Ziel erreichen werden und dass die Gemeinschaftsküchen in Betrieb gehen können.

Zeitgleich wird im Haus „hands-on“ mit dem Material gearbeitet. Die Bewohner bauen in einer von EOOS betreuten Werkstatt Kleinmöbel: Rollwägen, in denen Platz für einen Kühlschrank und Kochgeschirr ist, Tresen, die in den Gängen als Anker- und Treffpunkte dienen, und Sitzmöbel für die neu geschaffene WIFI-Zone. Es sind kleine Interventionen, deren Wirkung jedoch unmittelbar spürbar ist: Drei Wochen nach dem ersten Besuch hat sich die Situation im Gebäude merklich entspannt. Der zuvor frequentierte dunkle Gang, der als WIFI-Zone diente, ist jetzt verwaist. Der WIFI-Hotspot wurde in einen anderen Gangbereich verlagert, wo zwischen zwei Brandschutzabschnitten ein Durchgangsraum mit Aufenthaltsqualitäten entstanden ist. Durch das Gangfenster dringt Tageslicht, entlang der Wände wurden Sitzmöbel, einfach gezimmerte Kisten, aufgestellt. Das Angebot wird von den Bewohnern angenommen. Es ist verblüffend und zugleich erschütternd, wie wenig es braucht, damit ein untragbarer Zustand verbessert werden kann.

Trotz unübersehbarer Defizite: Der Standard in der Unterkunft in Erdberg ist für ein Großquartier vergleichsweise hoch. Zwei Bewohner teilen sich ein Zimmer mit Vorraum und Badezimmer mit Dusche und WC. In der Mitte des Zimmers, direkt vor dem Fenster, steht ein großer Tisch. Holzstuhl, Pinnwände und Stauraum zählen zur Standardausstattung.

Die Asylwerber sind im direkten Umfeld der Unterkunft nahezu unsichtbar.



Skizze eines Tool Set von Caramel Architekten, Haus Pfeiffergasse

Das Fenster lässt sich öffnen – keine Selbstverständlichkeit angesichts geltender Sicherheitsstandards. Der Fonds Soziales Wien hat im Auftrag der Stadt Wien die Immobilie für 15 Jahre angemietet. Die lange Dauer überrascht angesichts monatlich wechselnder Prognosen, wie viele Flüchtlinge künftig versorgt werden müssen. Peter Hacker, Geschäftsführer des Fonds Soziales Wien, skizziert das „Big Picture“: „Es ist nicht so, dass wir die Einrichtung zwingend als Flüchtlingseinrichtung nutzen müssen. Deshalb haben wir uns darauf eingelassen. Es ist ein Haus, das baulich in einem guten Zustand ist. Es gibt einige spannende Ideen, wie man es verändern kann. Es könnte ein Wohnhaus werden – für betreutes Wohnen, primär für Flüchtlingsfamilien, aber möglicherweise auch für Menschen, die gar nichts mit Flüchtlingen zu tun haben, sondern vielleicht ehemalige obdachlose WienerInnen, die wir hier unterbringen können.“

Die auf den Innenhof ausgerichteten Zimmer geben den Blick auf andere Zimmer frei. Der Ausblick auf die monotone Fassade ist wenig erbaulich, aber zumindest ist es ruhig. Der Festungscharakter der Architektur hat auch sein Gutes: Der Umgebungslärm wird vortrefflich abgeschirmt. Auch im Innenhof ist es ruhig, die Freifläche liegt noch brach. Das wird sich jedoch bald ändern, denn die ungenutzte Hoffläche ist einfach zu wertvoll, zumal es im Gebäude kaum Gemeinschaftsflächen gibt. Im Innenhof soll das entstehen, was sich in städtischen Wohnanlagen zunehmend bewährt: „Community Gardening“ mit Hochbeeten als gemeinschaftsfördernde Einrichtung. Ende März kämpft Lotte Kristofersitsch – wieder einmal – gegen die Zeit: Sie hängt am Telefon auf der Suche nach SponsorInnen für das erforderliche Substrat, denn die ersten Stecklinge müssen bald gepflanzt werden, damit sie Früchte tragen können.

Ganz anders als das Büroviertel in Erdberg erleben wir die Umgebung der zweiten Unterkunft von „Orte für Menschen“. Am Reumannplatz im 10. Bezirk, unweit des Wiener Hauptbahnhofs, pulsiert das städtische Leben. Die Geräuschkulisse ist lebendig. Verlässt man den Reumannplatz Richtung Osten, nimmt die Geschäftigkeit ab. Es gibt kleine Läden, Gemüsegeschäfte und Friseursalons, Wettbüros und Imbissbuden, aus denen der Geruch von altem Frittieröl strömt. Große Wohnhausanlagen aus den 1980er-Jahren, aber auch Zinshäuser aus der Gründerzeit begrenzen den Straßenraum. Ein paar Meter weiter endet die Quellenstraße unter den Stelzen eines Autobahnkreuzes als verkümmerte Sackgasse, die – wäre sie nicht durch Betonblöcke abgesperrt – direkt auf die angrenzenden Bahngleise führen würde.

Hier, auf einem riesigen umzäunten Areal, befindet sich ein leer stehender Bürokomplex aus den 1980er-Jahren. Die Immobilie, mit der sich das Architekturbüro theNEXTenterprise im Rahmen der Architektur-Biennale beschäftigt, war lange Zeit das Hauptquartier des Technologieunternehmens Siemens. Ein hoher Zaun aus breiten Metallstreben signalisiert: Das Areal ist Privatgrund und darf nicht betreten werden. Das Hauptgebäude gleicht einer Festung. Eine Konzernzentrale eben, keine Wohnhausanlage.

Das künftige Flüchtlingsquartier – im April 2016 befindet sich das Projekt noch in der Planungsphase – liegt an der Peripherie eines Bezirks mit hohem MigrantInnenanteil. Favoriten, der 10. Bezirk im Süden Wiens, war traditionell ein „roter“ Bezirk, also eine Hochburg der Arbeiterpartei SPÖ, nicht zuletzt wegen der zahlreichen Gemeindebauten, die hier stehen. Die politischen Machtverhältnisse im Bezirk haben sich in den vergangenen Jahren gewandelt. Bei den letzten Bezirksvertretungswahlen im Oktober 2015 wurde die rechtspopulistische FPÖ zweitstärkste Partei. Die FPÖ macht im Frühjahr 2016, während das Projekt von theNEXTenterprise Form annimmt, lautstark Stimmung gegen ein anderes Flüchtlingsquartier in Wien. Boulevardzeitungen berichten fast täglich über Ängste und Befürchtungen der Wiener Bevölkerung. Betreiber von Flüchtlingsquartieren sind deshalb vorsichtig bei der Verbreitung von Informationen über künftige Quartiere. Nichts dürfe an die Öffentlichkeit gelangen, bevor nicht die Bezirksvorstehung

Die Belegung
brachte alle an
ihre Grenzen
– die Betreuer,
die Bewohner
aber auch die
Infrastruktur.

Die einfachste Maßnahme, wieder Handlungsspielraum und letztendlich auch Selbstwertgefühl möglich zu machen, ist Selbstversorgung.

offiziell mit an Bord sei, heißt es im März 2016. Zu diesem Zeitpunkt arbeiten die Beteiligten bereits seit Monaten intensiv am Projekt.

Die Architekten von theNEXTenterprise verstehen die Aufgabenstellung als modellhaft für zukünftige Wohnformen: Wie kann Wohnen in Städten aussehen, in denen der Platz knapp wird und zugleich Büroflächen leer stehen? „Wir wollen über die Vision der Stadt nachdenken“, erklärt Marie-Therese Harnoncourt von theNEXTenterprise, „und wir sehen diesen Ort als hybriden Stadtbaustein, als prototypisch für Wohnsonderformen zwischen Büro, Veranstaltung und temporärem Wohnen. Diese Möglichkeiten muss es in der Stadt geben, weil der Gesellschaft immer mehr Mobilität und Flexibilität abverlangt wird.“ Geschaffen werden soll ein Baustein für eine lebendige Stadt, so die Architekten. Der Lösungsansatz, der für das Projekt gefunden wurde, sieht vor, dass hier nicht nur Flüchtlinge, sondern auch Studierende wohnen werden – eine experimentelle Wohngemeinschaft zweier Bevölkerungsgruppen, die funktionieren könnte. Keine Großunterkunft soll es werden, sondern mehrere WGs mit insgesamt achtzig, maximal hundert BewohnerInnen – davon die Hälfte AsylwerberInnen, die andere Hälfte Studierende.

Rund ein Dutzend am Projekt beteiligte Personen treffen sich Ende Februar in einem ehemaligen Büro im vierten Stock, um das Resultat der bisherigen Entwurfsarbeit zu begutachten. In nur zwei Stunden haben Handwerker die Kojen – Prototypen für experimentelle Wohnmodule – aufgestellt. Während die Gäste sie inspizieren, sich probeweise hinsetzen und die Paravents öffnen und schließen, werden noch die letzten Schrauben festgezogen. Bei der Präsentation der Prototypen geht es um ganz praktische Fragen: die Größe des Kleiderschranks, die Breite der Sitzfläche der Bank, die Kosten der Scharniere und Winkel, die beim Prototyp noch Sonderanfertigungen sind, die Notwendigkeit einer Pinnwand und schließlich auch das Material – kein Detail ist zu unbedeutend, um nicht kritisch hinterfragt zu werden. Thomas Levenitschnig, Inhaber der Immobilie, bringt die Kostenfrage ins Gespräch ein. Ab wann rechnet sich eine Investition von über 5.000 Euro für ein Modul? Könnte man da nicht einfach Hochbetten kaufen und Rigips-Wände einziehen, um separate Schlafplätze zu schaffen? Clemens Foschi von der Caritas argumentiert, dass die Module wiederverwendbar sind und somit auch kosteneffizienter als temporär eingezogene Raumteiler sein könnten. Diskutiert wird aber auch, was angesichts des knappen Zeitplans bei der Architektur-Biennale gezeigt werden kann. Die Module müssen ja noch rechtzeitig fotografiert werden, und zwar in Verwendung, darauf besteht Biennale-Kommissarin Elke Delugan-Meissl.

Dass sich Thomas Levenitschnig als Immobilienentwickler – weit über die Kostenfrage hinaus, die ihn als Mitfinancier des Projekts von theNEXTenterprise beschäftigt – in die Diskussion und in den ganzen Entwicklungsprozess einbringt, ist keine Selbstverständlichkeit. Sein Interesse ist nicht auf die kommerzielle Verwertung des Objekts fokussiert. Er will eine Lösung, die das Wohnumfeld aufwertet. Und eine Lösung, die Integration ermöglicht – die Integration der Flüchtlinge in ein soziales Umfeld, aber auch die Integration des Bauwerks und seiner BewohnerInnen in die Stadt – mit dem Zweck, einen Mehrwert für die AnrainerInnen zu schaffen.

Ende März werden die Außenanlagen in Angriff genommen: Auf der Böschung werden wuchernde Büsche und Gestrüpp entfernt. *Cotoneaster dammeri* – diese anspruchslose Bodendeckerpflanze zählte in den 1980er-Jahren zur Standardausstattung in Grünanlagen. Zwei Gärtner roden die „Rattennester“ auf den Böschungen am Firmengelände, um Platz für eine Promenade zu machen. Der holzgedeckte Weg mit Sitzstufen und Aussichtsplattformen soll eine attraktive fußläufige Verbindung in der Kempelengasse bieten.

Vom Gangfenster dringt Tageslicht herein, entlang der Wände wurden Sitzmöbel, einfach gezimmerte Kisten, aufgestellt.

Der Festungscharakter der Architektur hat auch sein Gutes: der Umgebungslärm wird vortrefflich abgeschirmt.

Die Öffnung des Geländes ist eine Frage der Haftung. Kinder haben in dieser Gegend viel zu wenig Platz zum Spielen. Sie treffen sich auf dem Parkdeck an der Bahntrasse zum Fußballspielen. Die Kinder aus der Nachbarschaft werden also die Ersten sein, die den neu geöffneten Garten in Beschlag nehmen. Der Gedanke an die möglichen Gefahrenstellen auf dem weitläufigen Areal, auf dem sich Kinder unbeaufsichtigt bewegen könnten, behagt dem Mitarbeiter des Investors ganz und gar nicht. Dennoch, der Nutzen, den diese Öffnung für den Stadtteil bietet, ist so groß, dass der Investor das Vorhaben durchziehen wird.

Beim Jour fixe im benachbarten Gasthaus liegt der Plan für die Freiraumgestaltung auf dem Tisch. Ein Hagelschauer hat ihn leicht in Mitleidenschaft gezogen. Quer darüber entfaltet Marie-Therese Harnoncourt von theNEXTenterprise den Zeitplan. Der Investor drängt auf einen finalen Plan, mit dem er Angebote von Handwerkern und Lieferanten einholen kann. Es beginnt ein Feilschen um Kalenderwochen. Gemeinsam wird zurückgerechnet, zwei Wochen, drei Wochen. Es steht außer Frage, die Planung muss zu einem Ende kommen, damit die Vorhaben bis Mai umgesetzt werden können. Für Gedankenspiele und ausufernde Diskussionen ist keine Zeit, jedes Treffen muss effizient genutzt werden. Es soll was weitergehen. Die Besprechung am Mittagstisch führt die „Gleichzeitigkeit“ vor Augen, mit der die unterschiedlichen Vorhaben parallel vorangetrieben werden – müssen. Ende März werden die Prototypen für die StudentInnenwohngemeinschaften noch weiterentwickelt, zugleich verlangt der Auftraggeber nach Berechnungen, mit denen er konkret operieren kann: Wie groß wird z. B. der Holzbedarf für die Promenade sein? Der Jour fixe wirft mehr Fragen auf, als ad hoc beantwortet werden können. Nach eineinhalb Stunden sind alle am Tisch auf demselben Wissensstand.

Bei der dritten Flüchtlingsunterkunft, die im Rahmen der Architektur-Biennale bearbeitet worden ist, sind die Voraussetzungen gänzlich andere: Das Mietverhältnis für das Quartier in der Pfeiffergasse im 15. Bezirk ist überaus kurzfristig, vorerst nur bis April 2016. Die Pfeiffergasse befindet sich in zentraler Lage, umgeben von gut erhaltenen Wohnhäusern aus unterschiedlichen Epochen. In wenigen Minuten gelangt man zu diversen U-Bahn-, Bus- und Straßenbahnstationen. Im direkten Umfeld befinden sich gleich mehrere Parkanlagen. Eine sympathische Gegend, denken wir, als wir in die Pfeiffergasse einbiegen. Vor dem Eingang zum Quartier stehen ein paar junge Leute und rauchen, auf der unbefahrenen Straße spielen Kinder. Einige Mädchen klettern auf einen orangen Container der Müllabfuhr und rufen anderen Kindern, die ihre Köpfe aus dem Fenster strecken, lachend etwas zu. Ein junger Mann holt die Kinder freundlich, aber bestimmt vom Container herunter. Er stellt sich uns vor als Fayad Mulla-Khalil, Leiter des Notquartiers Pfeiffergasse. Er führt uns durch das Gebäude. Wir gehen zu Fuß in die oberen Stockwerke, der Lift ist heute außer Betrieb. Am Vortag hat es ein Malheur mit einer Waschmaschine gegeben, der Keller ist kurze Zeit unter Wasser gestanden.

Im ersten Stock treffen wir auf Günter Katherl vom Wiener Architekturbüro Caramel Architekten. „Es ging hier um sehr günstige und sehr schnell durchführbare Installationen im Gebäude, die ebenso rasch aufgebaut sind, wie sie wieder abgebaut werden können. Wenn der Anruf kommt, dass das Haus geräumt werden muss, baut man alles ab, wirft es in einen Lastwagen und baut es im nächsten Haus wieder auf. Und fertig!“, beschreibt er die Ausgangslage. Es muss alles sehr schnell gehen, will man zu Ergebnissen kommen, bevor das ehemalige Bürohaus möglicherweise wieder geräumt werden muss und anderweitig genutzt wird oder eben wieder leer steht. Das Gebäude in der Pfeiffergasse stammt aus den 1990er-Jahren. Früher diente es als Sitz einer IT-Firma, bis diese ihren Firmenstandort verlegte und das Büro daraufhin länger leer stand. Seit November 2015 mietet nun die Caritas das überschaubar große fünfstöckige Bürogebäude als Notquartier für Flüchtlinge. Rund dreihundert Menschen leben im Haus, vor allem Familien und alleinstehende Männer. Alle BewohnerInnen



MitarbeiterInnen von Caramel Architekten und der Caritas bei einer Besprechung im Haus Pfeiffergasse

Das Hauptgebäude gleicht einer Festung. Eine Konzernzentrale eben, keine Wohnhausanlage.

Boulevard-Zeitungen berichten fast täglich über Ängste und Befürchtungen der Wiener Bevölkerung.

haben in Österreich um Asyl angesucht. Einige haben das Erstinterview schon hinter sich, andere haben es in den kommenden Tagen, Wochen.

Die meisten BewohnerInnen leben hier in ehemaligen Großraumbüros. Erwachsene Menschen – häufig nicht miteinander bekannt oder verwandt – teilen sich zu sechst, zu zehnt, zu zwölf einen Raum. „Hier ging es nur darum, wie man in kürzester Zeit Räume adaptieren und besser bewohnbar machen kann“, sagt Günter Katherl, „sie personalisieren und Privatheit schaffen. Wie kann man die einzelnen Schlafplätze so voneinander abtrennen, dass jeder seine eigene kleine Zelle hat, die er selbst ein wenig gestalten kann, die er für sich bauen kann, beziehen kann und nach kurzer Zeit, wenn er wieder auszieht, sogar mitnehmen kann?“

Caramel Architekten haben eine ebenso einfache wie ansprechende Lösung gefunden. Sonnenschirme – gängige Modelle aus dem Gartenfachmarkt – bilden das Gerüst. An ihnen werden rote, gelbe und grüne brandfeste Stoffe befestigt, die Schirmstationen teilen den Raum in kleine Einheiten und schaffen so Privatsphäre. Plastikinstallationsrohre verbinden die einzelnen Schirmstationen. An den Rohren sind weitere Stoffplanen aufgehängt, sodass Nebenräume entstehen. Die provisorischen Wände und Türen im Großraumbüro bestehen aus allesamt aus Stoffbahnen. An der Schirmstange selbst können kleine Dinge befestigt werden, zur Caramel'schen Grundausstattung gehören eine Pflanze im Plastiktopf sowie eine kleine Lampe. Denn im Großraumbüro-Schlafsaal heißt es um 22 Uhr Licht aus und um 5 Uhr Licht an. Für alle. Die Schirme sind rasch und ohne handwerkliches Fachwissen aufgestellt – ein paar Stangen werden ineinandergesteckt, der Schirm wird gespannt, Stoffe werden mit Kabelbindern abgehängt. Es gibt eine Gebrauchsanleitung, die die wenigen Handgriffe anschaulich erklärt.

Günter Katherl führt in eines der ehemaligen Großraumbüros. Die Familie, die es sich hier wohnlich gemacht hatte, ist erst vor Kurzem in ein anderes Quartier übersiedelt. An der Wand hängen Tierbilder und eine mit einem Namen beschriftete Plastikflasche, gefüllt mit Resten von Kabelbindern: eine improvisierte Türglocke, damit BesucherInnen nicht ohne Klopfen reinplatzen müssen. Denn es gibt hier keine Tür, an der man klopfen könnte. Wie diese Familie sich ihren Bereich eingerichtet und das Angebot der Architekten angenommen und weiterentwickelt hat, bezeichnet Günter Katherl als Idealfall: „Obwohl es sehr eng war, mit zwei Betten hier und drei weiteren hier drüben, war es wie ein schickes Hotelzimmer. Die Familie hat ganz schnell ihr eigenes kleines Domizil eingerichtet. Besser hätten wir das gar nicht machen können! Und es hat uns gezeigt, dass wir mit unserer Idee richtig liegen.“

Ihre Sonnenschirmmodule für abgegrenzte Schlafbereiche in Schlafsälen sollen auch andernorts zum Einsatz kommen, sagt Günter Katherl: „Als die Caritas gesehen hat, dass das recht gut funktioniert, hat sie sehr bald die Bitte an uns herangetragen, das Gleiche in mehreren Häusern zu machen, und wir haben gesagt: ‚Ja, wir machen alle!‘“ Wenn es nach den Architekten geht, soll sich die Idee, die nie nur für den einen Standort gedacht war, verselbstständigen. „Dann haben wir gesehen, dass das doch sehr, sehr anstrengend ist, und haben gesagt, ‚Lasst uns doch mal das eine Haus fertigstellen, und dann schauen wir weiter.‘“

Den BewohnerInnen des Hauses Pfeiffergasse eine Aufgabe zu geben war ein großer Wunsch von Caramel Architekten. Sie haben daher die BewohnerInnen in die Produktion der Schirmstationen und der Raumteiler eingebunden – ohne Bezahlung, stattdessen erhielten sie kleine Privilegien, etwa den Zugang zum Nähzimmer und damit die Möglichkeit, sich in das helle Zimmer mit drei Nähmaschinen und Werkzeug zurückzuziehen und produktiv zu sein. Die Näherinnen haben exklusiv den Schlüssel zum Nähzimmer bekommen. „Die Frauen haben eine Riesenfreude gehabt, dass sie gebraucht werden“, erzählt der Architekt, „es hat hier eine Dame

gegeben, die zuvor nur trübsinnig im Bett gelegen ist. Jetzt sieht man sie strahlend herumschwirren – sie hat ihr Leben wiedergefunden allein dadurch, dass wir ihr eine Nähmaschine und ganz viel Stoff gegeben und sie um ihre Hilfe gebeten haben – das hat schon etwas bewirkt.“

Keine Großunterkunft soll es werden, sondern mehrere WGs mit insgesamt 80, maximal 100 Bewohnern.

Manche BewohnerInnen haben sich um die Umgestaltung ihrer Schlafstätten mit den bunten Schirmen bemüht, manche standen der Veränderung gleichgültig gegenüber, und andere haben auf das Angebot gereizt reagiert. Besonders die Bewohner zweier Männerzimmer haben Widerstand geleistet und die Caramel-Mitarbeiter, die mit Material und Werkzeug zum Aufbau gekommen waren, vertrieben. In einem Haus, in dem dreihundert Menschen aus verschiedenen Nationalitäten und Kulturen wohnen, gibt es freilich für Außenstehende schwer durchschaubare Dynamiken und Hierarchien. Man darf auch nicht vergessen, sagt Fayad Mulla-Khalil, dass es sich um Menschen handelt, die auf der Flucht sind und die schlimmsten Erfahrungen gemacht haben, daheim und unterwegs: „Und das können wir uns nicht vorstellen. Sie kommen aus Situationen, in denen wir nicht leben. Deshalb können wir oft nicht nachvollziehen, warum sie das jetzt tun oder nicht tun, auch dass es manchmal Streitereien gibt um Kleinigkeiten wie Kabelbinder.“

Die Kinder aus der Nachbarschaft werden also die ersten sein, die den neu geöffneten Garten in Beschlag nehmen werden.

An einem Montag Ende Februar 2016 soll schließlich das letzte Zimmer mit Schirmen bestückt werden, freilich nur für diejenigen, die das wollen. „Sind die 15 Leute jetzt bereit?“, fragt Günter Katherl. Fayad Mulla-Khalil geht noch einmal in das Zimmer und redet mit den Männern. Dann kann es losgehen. Eine junge Frau und ein junger Mann, MitarbeiterInnen von Caramel Architekten, fragen die herumstehenden BewohnerInnen, wie sie heißen, geben ihnen Schirmständer, Rohre und Kabelbinder und teilen sie beherzt für die nächsten Arbeitsschritte ein. Es wird Deutsch, Englisch und Farsi gesprochen. Kleine Missverständnisse hie und da, aber es geht voran. Manche Männer ziehen sich vom Geschehen zurück und schauen zu, andere helfen mit vollem Körpereinsatz mit. Vielleicht ist das plötzlich aufgekeimte Engagement auf die Anwesenheit der vielen BeobachterInnen zurückzuführen. Außer uns sind noch eine Journalistin und ein Filmteam da. Es dürfte sich herumgesprochen haben, dass dies der letzte Arbeitstermin ist. Die Flüchtlingsunterkunft steht unter Beobachtung, auch wenn gerade kein Drehteam vor Ort ist.

Beschwerden von AnrainerInnen oder gar Polizeieinsätze gibt es keine, sagt Fayad Mulla-Khalil. Man ist sichtlich darauf bedacht, in der Gegend nicht negativ aufzufallen: „Wir schauen aber auch sehr darauf, dass die Leute sich um das Haus und auch um den Bereich vor dem Haus kümmern, dass kein Müll herumliegt. Draußen wird jeden Tag von BewohnerInnen geputzt.“

Bei einem weiteren Besuch ein paar Wochen später ist auch die Rasenfläche vor dem Haus, neben der dicht befahrenen Fahrbahn, sauber. Caritas-MitarbeiterInnen und HausbewohnerInnen sind gerade dabei, Bänke aus Paletten aufzustellen. In kreisrunden Erdflächen sollen Pflanzenbeete entstehen. Auch das ist eine Initiative von Caramel Architekten, zusätzlich zum geplanten Vorplatz mit Sitzmöbeln, für den noch immer die Genehmigungen ausständig sind. Der Optimismus der Architekten ist ungebrochen, wohl auch wegen des Fortschritts in den vergangenen Wochen.

Die drei Teams entwickeln an den drei Standorten unterschiedliche Lösungsansätze, am Ende zeigt sich jedoch, dass die Fragestellungen bei allen drei Projekten dieselben sind: Wie kann eine temporäre Unterkunft mit einer Identität ausgestattet werden? Wie kann selbstbestimmtes Handeln ermöglicht werden? Wie kann Privatsphäre entstehen?

Lenka Reinerová, die letzte Literatin des Prager Deutschen, die selbst viele Jahre auf der Flucht war, hat in ihrem Buch „Zu Hause in Prag – manchmal auch anderswo“ geschrieben: „Kann in einer aufgezwungenen Behausung überhaupt von Wohnen die Rede sein? Wohnt

Die Familie hat
ganz schnell ihr
eigenes, kleines
Domizil einge-
richtet. Besser
hätten wir das
gar nicht machen
können!

ein Vogel in seinem Käfig selbst, wenn der blitzblank geputzt in einer blitzblanken Küche steht? Wohnt ein Löwe in seinem nach allen Regeln fachlich ausgerüsteten und bemessenen Auslauf im Zoo? Kann man wohnen, wenn einem seine natürliche Freiheit genommen wurde? Manchmal muss man es, ob man will oder nicht. Ein Kanarienvogel kann sich darüber keine Gedanken machen, selbst Löwen dürfte das schwerfallen. Menschen sind jedoch offenbar dazu ausersehen, nachzudenken. Unter gewissen Umständen kann das eine verdammt schwierige Aufgabe sein.“ Eine Aufgabe, der sich die Architekten und Designer von EOOS, Caramel Architekten und theNEXTenterprise gestellt haben.

Cities on the move¹



Jacopo de' Barbari, Germanisches Nationalmuseum
Nürnberg, Photo: Monika Runge

Plan von Venedig, Stich um 1500
(1.37 x 2.84 m)

Text: Lutz Musner

Ihre erstaunliche Karriere als Spitzendestination im europäischen Städte- und Kongresstourismus² verdankt die Stadt Wien dem Umstand, dass es den AkteurInnen im wirtschaftlichen, politischen und kulturellen Feld gelungen ist, Stadtkultur nicht nur als Surplus urbaner Lebensweisen bzw. als einen Faktor unter anderen festzuschreiben, sondern die Kultur der Stadt als deren eigentliches, charakterologisches Signet zu definieren. Diese folgenreiche Transformation, die sich im Wesentlichen in den vergangenen vier Jahrzehnten vollzogen hat, kam freilich nicht aus dem Nichts zustande.

Vielmehr konnte dabei auf historische Sedimente rekurriert werden, die sich während des 20. Jahrhunderts aufgeschichtet hatten. In unterschiedlichen zeitgeschichtlichen und politischen Kontexten wurden Selbstbilder von Wien als Musikstadt, als Theaterstadt, als Barockstadt, als Architekturstadt, als Literaturstadt und nicht zuletzt als Stadt einer harmonischen und menschengerechten Alltagskultur produziert, medial verstetigt und in immer neuen Collagen miteinander vermischt.

Stadtpolitik war so immer auch zu einem gewichtigen Teil Identitätspolitik, d. h. ein symbolisch hoch aufgeladenes Definitionsprojekt, das ein imaginiertes distinktes Eigenes gegenüber dem Fremden und dem Anderen bzw. Mitstreitern im Feld der Städtekonkurrenz in Stellung

¹ Dieses Motto wurde bekannt durch eine Ausstellung (Wanderausstellung?), die Hans-Ulrich Obrist und Hau Hanzu 1997 konzipierten und deren erste Station damals die Secession in Wien war.

² Wien ist laut der Mercer-Studie „Quality of Living“ 2015 die Stadt mit der höchsten Lebensqualität weltweit. Mit Zürich (Rang 2) und München (Rang 4) befinden sich nur zwei weitere europäische Städte in den Top Five.



brachte. Um 1900 unter Bürgermeister Karl Lueger war es das Image einer geschichtsträchtigen, deutschen und patriarchalischen Vaterstadt, das gegen die ethnische Pluralität der Monarchie gesetzt und über den Topos einer als deutsch codierten „Musikstadt“ zum Ausdruck gebracht wurde. Während des Ständestaates (1934–1938) war es das Image eines romantisch verklärten Wien mit einer eigenen, von Deutschland unterschiedenen österreichischen Identität, die ihre Exklusivität auf die Traditionen des Barock und des Katholizismus zurückführte. Im Wien der 1980er-Jahre erfolgte schließlich die bis bislang folgenreichste Ikonisierung, jene des Fin-de-Siècle-Wien als der künstlerischen, literarischen und intellektuellen Geburtsstätte der Moderne schlechthin.

Diese Images waren und sind immer selektive Repräsentationen des städtischen Lebens. In der pittoresken Gemengelage von biedermeierlichen Klischees des gemütlichen, von Walzer- und Heurigerseligkeit beschwingten Wien, von der großbürgerlich-historistischen Repräsentationskultur der Ringstraßenzeit, von barocken Architekturkulissen und vom bunten Panorama illustrierter Wiener Typen – vom süßen Mädels über schrullige Hofratsexistenzen bis hin zum seligen Kaiser Franz-Joseph – wurden die weniger erfreulichen Aspekte der Stadtgeschichte konsequent ausgeklammert. Wie eine aktuelle Ausstellung zum Kaiser zeigt, werden nach wie vor solche Klischees als Mittel des Stadtmarketing verwendet.³

Weder das ProletarierInnen-Elend des gründerzeitlichen Wien noch die Vertreibung und Ermordung der jüdischen Bevölkerung unter der NS-Herrschaft und auch nicht die vielfache Marginalisierung gerade jener aufgeklärten Intelligenz, deren Beiträge zu Moderne und Avantgarde man posthum so enthusiastisch als eigene Leistungen reklamierte, sind mittlerweile kardinale Teile der Wiener Stadterzählung geworden. Auch die rezente Stadtforschung konnte dieses Narrativ nicht brechen. Die Brüche und Widersprüche in der Stadtentwicklung wurden somit einer harmonischen Repräsentationslogik geopfert, deren Wirkung sich über einen Daguerreotypie-Effekt entfaltet. Stadtgeschichte wird so als wohligh sentimentale Mischung von Verlust, Dekadenz und Nostalgie inszeniert und ihrer traumatischen, verstörenden und widerständigen Elemente entledigt.

Die Genese einer derart wirkungsmächtigen symbolischen Stadtgestalt lässt sich aus kulturwissenschaftlicher Perspektive mit dem Begriff „Habitus der Stadt“ beschreiben. Der Berliner Stadtethnolog Rolf Lindner hat darauf aufmerksam gemacht, dass Städte auf exogene Einflüsse und ökonomische Konkurrenzfelder nicht wahllos und zufällig, sondern vielmehr in einer für sie charakteristischen Weise reagieren. Sie nehmen sozusagen eine voreingenommene Haltung gegenüber diesen von außen kommenden Herausforderungen ein und setzen derart eine für sie typische Dialektik von Kontinuität und Wandel, Beharrung und Veränderung in Gang. Diese voreingenommene Haltung hat ihre Ursache in kulturellen Dispositionen, die sich aus der Geschichte der Stadt und aus den prägenden Sektoren ihrer Ökonomie herleiten – sie sind gleichsam symbolische Übersetzungen der sozialen Verhältnisse, die ein urbanes Ensemble definieren, und konstituieren einen Habitus der Stadt. Dieser manifestiert sich in distinkten ortsspezifischen Praktiken. Er äußert sich in der Gliederung der kommunalen Budgets, in den Aufwendungen für Wohlfahrt, Gesundheit, Kultur und Infrastruktur. Er äußert sich in der Stadtplanung, im Umgang mit Grund und Boden, in der Denkmalpflege und in der Altstadterhaltung, in der Bauordnung und in den architektonischen Vorgaben für das Stadtbild. Und er zeigt sich im Investitionsverhalten der Kommunalbehörden, also darin, welche Innovationsvorhaben gefördert und welche Weichenstellungen damit für die künftige Entwicklung der Stadtökonomie getätigt werden. Der Habitus der Stadt ist weder abstrakt noch rein diskursiv, sondern

Stadtpolitik war so immer auch zu einem gewichtigen Teil Identitätspolitik, d. h. ein symbolisch hoch aufgeladenes Definitionsprojekt, das ein imaginiertes distinktes Eigenes gegenüber dem Fremden und dem Anderen bzw. Mitstreitern im Feld der Städtekonkurrenz in Stellung brachte.

³ „Franz Joseph: Zum 100. Todestag des Kaisers. Eine Ausstellung an vier Standorten“, 16.3.–27.11.2016.

Der Habitus der Stadt ist weder abstrakt noch rein diskursiv, sondern vielmehr eine organisierende Logik, die in einer Vielzahl von Debatten, gesetzlichen Regelungen, Bürgerentscheidungen, medialen Echos und politischen Entscheidungsprozessen immer wieder offen zutage tritt.

vielmehr eine organisierende Logik, die in einer Vielzahl von Debatten, gesetzlichen Regelungen, Bürgerentscheidungen, medialen Echos und politischen Entscheidungsprozessen immer wieder offen zutage tritt. Er fungiert so als eine Instanz, die zwischen Traditionen und aktuellen Herausforderungen und zwischen Geschichte und Gegenwart vermittelt. In ihm kommen die vielfältigen Wechselwirkungen zwischen den Parametern einer Stadt – Geografie, Klima, Demografie, Wirtschaft, Politik – und ihren translokalen politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Rahmenbedingungen (Nationalstaat, Volkswirtschaft, Globalisierung) zum Ausdruck.

Der Habitus der Stadt funktioniert als eine über Geschichte und historische Gedächtnisse vermittelte Tiefenstruktur, korrespondiert mit in kollektiven Mentalitäten, Skills, Vorlieben und Geschmacksdispositionen verankerten Ökonomien, repräsentiert die kulturelle Stereotypik einer Stadt über ein spezifisches „Imaginaire“ und beeinflusst die Herausbildung von Geschmackslandschaften, die das symbolische Kapital des Ortes kulturgeografisch artikulieren. Der Habitus der Stadt ist weder geschlossen noch holistisch, sondern ein offene, sich in Grenzen verändernde Konstellation von Dispositionen, die durch ökologische, ökonomische, technische und soziale Wandlungsprozesse verändert werden oder auch verlustig gehen kann. Im Unterschied zum Bourdieu'schen Habitus-Begriff beinhaltet der hier verwendete keine Vorstellung von inkorporierten, gleichsam in den „Körper“ der Stadt übergegangenen Dispositionen, sondern er verweist auf eine vorerst abstrakte, singuläre Beschaffenheit einer Stadt, die erst vermittelt über Lebensstile, Images, kulturell überformte Geografien und die Eigentümlichkeiten ihrer Repräsentation und materiellen Kultur der Stadt kenntlich und damit „biografisch“ und handlungsstrukturierend wird. Der Habitus der Stadt, seine jeweils singuläre Konstellation von Repräsentationen, Narrativen und Bildern, ist stets umkämpft, wird von unterschiedlichen sozialen, kulturellen und politischen Gruppierungen und AkteurInnen zum Vorschein gebracht und im Dissens verhandelt. Seine Tiefendimension, seine historische Langzeitwirkung und seine Widerständigkeit gegenüber externen Zumutungen und Manipulationen zeigen sich in den zumeist erfolglosen Versuchen, ein gewachsenes und zur bildlichen Evidenz gewordenes Selbstverständnis einer Stadt willkürlich zu verändern. In diesem Sinne können wir auch von einem „Habitus von Wien“ sprechen, einer urbanen „Biografie“ also, die die Entwicklungspfade der Stadt beeinflusst und in bestimmte Richtungen drängt.

Was aber den Habitus von Wien auch ausmacht, ist eine lange, zumeist erfolgreiche Geschichte der Zuwanderung. Vorerst kamen die armen LandarbeiterInnen aus Böhmen und Mähren sowie die jüdischen Großväter von Sigmund Freud, Arthur Schnitzler und Joseph Roth aus Brody in Ostgalizien, später gegen des Ersten Weltkriegs viele Juden und Jüdinnen aus Osteuropa, die vor Verfolgung und Pogromen flüchten mussten. Wenn heute die sogenannte „Flüchtlingskrise“ politisch instrumentalisiert und als Fremdenhass zutage tritt, vergisst die Stadt auf ihre lange, erfolgreiche Geschichte der Migration. Anstatt sich darauf zu besinnen, was die ZuwanderInnen an Innovation, wirtschaftlichem Aufschwung und exzellenten Leistungen in Wissenschaft und Kunst erbracht haben, wird wieder auf Abschottung gesetzt.

Die meisten Aussagen unserer PolitikerInnen zur Flüchtlingsfrage sind gelinde gesagt erbärmlich. H. C. Strache spielt, wie immer, den Vorreiter. Man erinnere sich nur an das Wahlplakat Daham statt Islam (Wahlkampf zur Nationalratswahl 2005) und an die aktuellen Aussagen der FPÖ, die auf Bodenständigkeit, Heimat und sozial exklusive Rechte für Einheimische pocht. Österreich und Europa können sich aber nicht abschotten. Was den Habitus von Wien leider auch ausmacht, ist nämlich eine Geschichte der Xenophobie, der Fremdenangst, die gerade jetzt wieder aktualisiert wird. Die Akteure, es sind vor allem Männer, sind stadtbekannt. Ihre Namen zu nennen wäre nicht nur zu viel der Ehre, sondern würde bloß ihren sinistren Interessen dienen.

Aber was bedeutet das heute, nicht nur hierzulande, sondern auch in der Europäischen Union? Es ist nicht der alte Fremdenhass, der wieder zutage tritt. Es ist etwas Neues, das sich hier zeigt. Man hört die Parolen nicht nur in den osteuropäischen Mitgliedstaaten wie Polen und Ungarn, sondern auch in den alten: Man spricht von einem Europa der Nationen, einem Europa der Regionen, einem Europa der Städte und in Österreich von einem Europa der Almen und der Naturschönheiten. Dass das weder wirtschaftlich noch kulturell Sinn macht, spielt im politischen Diskurs keine Rolle. Subkutan geht es um etwas ganz anderes, da die Ängste vieler die Debatte bestimmen. Welche Debatte bestimmen sie? Es ist das übliche Spiel: Die sogenannten Stammtische rumoren wieder. Und was ist die Botschaft? Grenzen zu, am besten mit Militär und Polizei.

Aber es geht in solchen unsäglichen Zeiten immer um „Valium“ für die breite Bevölkerung, die von Angst umgetrieben wird. Da können Hilfsorganisationen so viel warnen, wie sie wollen, solange unsere Bevölkerung nicht die Chancen von Zuwanderung begreift, nützt das alles nichts. Über die PolitikerInnen, die dies zu verantworten haben, sollte man weder Häme gießen noch lästern. Die Geschichte wird ihr „Gerichtshof“ sein, und vielleicht werden manche dann verstehen, dass sie aus opportunistischen Gründen und ihrer Politik der „Flüchtlingskrise“ sogar die Europäische Union zu Grabe getragen haben.

Was ist eine europäische Stadt?

Im Diskurs über die Metropolen taucht eine vertraute Denkfigur auf, nämlich die, dass sich in den Städten augenblicklich nichts anderes vollziehe als permanente Wiederholung. Und diese Wiederholung, d. h. die eintönige Formierung einer künstlichen Landschaft des Immergleichen, der jede „Tiefenhermeneutik“ fehlt, wird nicht zuletzt als ein Symptom dafür genommen, dass sich der utopische Impuls der Gesellschaften erschöpft habe und eine (Aller-)Weltstadt erzeuge, die seltsam schal, monoton und homogen sei, ohne aber eine neue Universalität beanspruchen zu können. Boris Groys sieht in dieser permanenten Wiederholung von Gleichförmigkeit und Eintönigkeit die wesentliche Charakteristik gegenwärtiger Urbanität:

„Die heutige Kunst und Architektur verbreitet sich dagegen global, ohne eine solche Reduktion auf das Wesentliche und Allgemeingültige zu vollziehen [wie im klassischen Modernismus, Anm. d. V.]. Die Möglichkeiten der globalen Verbreitung haben die traditionelle Forderung nach Universalität der Form oder des Inhalts obsolet gemacht. Die Universalität des Denkens wird durch die Universalität der medialen Verbreitung einer jeden lokalen Form ersetzt. Als Folge wird der heutige Betrachter ständig mit der gleichen urbanen Umgebung konfrontiert, ohne dass man zugleich sagen könnte, dass die formale Beschaffenheit dieser Umgebung in irgendeinem Sinne ‚universal‘ wäre.“⁴

Wiewohl das Zitat von Boris Groys aus den frühen 2000er-Jahren stammt, hat es immer noch seine Gültigkeit. Die so beschriebene, abstrakt wie banal gewordene Stadt, von der viele Intellektuelle nach wie vor sprechen, ist jene allgemein gewordene Form von dichter Vergesellschaftung auf knappem Raum, die der Prozess der Globalisierung erzeugt hat. Ausgehend vom sinnlichen Befund, dass sich Flughäfen, Bahnhöfe, Stadtzentren, Einkaufszentren, Hotels und Restaurants weltweit mehr und mehr ähneln, und ausgehend von der Annahme, dass der postromantische, d. h. massenhaft gewordene Tourismus homogene Konsum- und Wahrnehmungsräume quer über den Globus erzeugt, wird gleichermaßen der Tod der modernen wie der historischen Stadt konstatiert. Die Stadt, die so von Intellektuellen imaginiert wird, ist nicht die reale Stadt, die ja allzu banal wäre, sondern jene vorgestellte Stadt, in

⁴ Boris Groys, „Unsere Welt auf Reisen“, in: „Die Zeit“, Nr. 29, 11. Juli 2002, S. 35.

Der Großstadt
wohnt somit,
wenn man diesen
Diagnosen glaubt,
keinerlei aktu-
elle schöpferische
Kraft mehr inne.

Karte Wien, Freytag & Berndt,
Wien 1911



der sich kulturelle Disneyfizierung, ökonomischer Postfordismus sowie architektonischer Postmodernismus in einer Weise zum konkreten Allgemeinen verdichten, das einen schaurig-indifferenten Schrecken über das entropische Jenseits von Utopie und Politik auszulösen vermag.

Die Differenz zwischen dem Globalen und dem Lokalen, so die Argumentation, schwinde und zwingt die Sesshaften, sich den Eigenschaften und Befindlichkeiten der Mobilen anzunähern, genauer: Die Einheimischen würden die Erwartungen der willkommenen Fremden vorwegnehmen, indem sie sich in ihrer Erscheinung nach außen den Konsumwünschen der TouristInnen annähern. Folgerichtig wird eine Verflüssigung der Geografie behauptet, die die Grenzen von Eigenem und Fremden schwinden lässt und beide bloß zu unterschiedlichen „Aggregatzuständen“ ein und derselben Warenzirkulation transformiert. Alle sind somit irgendwann TouristInnen, und alle sind irgendwann Einheimische, d. h., alle sind gleichermaßen Subjekte wie Objekte einer total gedachten Maschinerie, die Kontingenz zugunsten von Uniformität abschafft, d. h. die verallgemeinerte Stadt erzeugt.

Da sich somit alles in Bewegung befindet und die Globalisierung einem „Welttäter“ zu gleichen scheint, der Menschen, Dinge, Zeichen und Bilder ohne Ansehung der Unterschiede mit sich reißt, verschwinden offenbar jene Demarkierungen, die die europäische historische Stadt als solche ausgewiesen haben. Weder Fremdheit noch Exotik bleiben übrig, und die geheimnisvolle Aura, die Dichter und Schriftsteller historischen Städten immer wieder zugeschrieben haben, zerfällt unter dem Zugriff weltweit agierender Konzerne, die anstelle gewachsener Symbole indifferente Firmenlogos setzen. Aber es ist nicht nur die im konventionellen Sinne historische Stadt, die zur Disposition steht, vielmehr wird das Globale als derart radikaler Transformator des Urbanen konzipiert, sodass selbst die Stadt der Moderne als historisch, d. h. als obsolet erscheinen muss.

Der Großstadt wohnt somit, wenn man diesen Diagnosen glaubt, keinerlei aktuelle schöpferische Kraft mehr inne. Ihre utopischen, gedächtnispolitischen, demokratischen und revolutionären Potenziale werden als erschöpft betrachtet. Man kritisiert nicht nur Prozesse der Gentrifizierung, sondern auch den Mangel an intellektuellen Impulsen, die von den Universitäten ausgehen sollten, sowie die sogenannte „Stararchitektur“, die mehr dem Image einer Metropole als deren BewohnerInnen nützt. Diese Kritik ist zwar präsent, ändern tut sich hingegen wenig.

Indem die Totalität des Konsums behauptet wird, wird zugleich das Ende von Differenz überhaupt konstatiert. Die Großstadt ist weder eine distinkte Einheit für sich noch eine Einheit in der Differenz zum Umland oder zu nichturbanen Gebieten. Sie ist damit überhaupt kein spezifischer Ort mehr, der neue Lebensentwürfe evoziert, sondern bloß noch ein „globales Dorf“. Dieser riesige Raum, der daher keine Stadt mehr repräsentiert, wird als eine Zone mit diffuser Grenze konstruiert und propagiert, in der Wohnen und Reisen, Verharrung und Bewegung eins geworden sind und der Unterschied zwischen BewohnerInnen und BesucherInnen aufgehoben ist.

Die Argumente, die die Hypothese vom Paradigmenwandel des Urbanen zu stützen suchen, sind von auffälliger Einseitigkeit. Zum einen ist es natürlich die Globalisierung in all ihren Varianten – zumeist jedoch auf den Nenner gebracht, dass die elektronische Zirkulation von Kapital, Information, Gütern und Dienstleistungen sowie die schallschnelle Mobilität von Menschen die Wahrnehmung sowohl von Zeit als auch von Raum radikal verändert haben und dass die neue Zeit-Raum-Kompression den Unterschied von Internationalem und Regionalem sowie von Orten und Entfernungen einebnen würde. Zum anderen wird die Standardisierung von Konsumgütern, Konsumlandschaften und Konsumgewohnheiten als Indiz der Homogenisierung von Räumen, Verkehrsformen und Kulturen herangezogen. Aber auch Wien hat solche Phänomene zu bieten, wie etwa

Was aber den Habitus von Wien auch ausmacht, ist eine lange, zumeist erfolgreiche Geschichte der Zuwanderung.

ein Blick auf die in jüngster Zeit fertig gestellten zentrumsnahen Großprojekte wie den Bahnhofs-, Büro- und Einkaufskomplex „Wien Mitte“ oder den Umbau des Westbahnhofs in eine „BahnhofCity Wien West“ zeigt.

Die „Stadt“, die derart homogenisiert und abstrahiert aus solcherart Analyse hervorgeht, ermangelt aller Bestimmungen, die der modernistische Diskurs ihr einst einschrieb: Sie ist weder ein Ort des Flüchtigen, Fragmentarischen und Kontingenten, noch repräsentiert sie Dichte, Heterogenität und Größe, und sie evoziert auch keine verstörende Erinnerung mehr, die als Potenzial der Erkenntnis dienen könnte. Sie ist vielmehr ein seiner Bestimmungen entledigter Raum, der beliebig dehnbar, manipulierbar und nutzbar ist. Damit aber ist die postmoderne Stadt eines total gedachten Konsumismus und Tourismus nichts anderes als die Negation des Raums und somit nicht nur die Radikalisierung der Ökonomie im Wege einer Technisierung und Kolonisierung des Raums, sondern zugleich auch die Negation der europäischen historischen Stadt.

Walter Siebel, ein prominenter Stadtforscher, meint zum Begriff „europäische Stadt“ lapidar „Präsenz von Geschichte“. Dass gerade deshalb europäische Städte steingewordene Erinnerung sind, hängt nicht mit ihrem Alter zusammen – anderswo gibt es sehr viel ältere Städte. Die andauernde Präsenz der Zeugnisse vergangener Epochen im Alltag der StädterInnen hat vielmehr gesellschaftliche Gründe: Die europäische Stadt ist der Ort, an dem die moderne Gesellschaft entstanden ist. Beim Gang durch eine europäische Stadt können die BürgerInnen der heutigen Gesellschaft sich ihrer eigenen Geschichte vergewissern. Vormoderne Städte in der Antike oder anderswo waren Sitz der sichtbaren Herrschaft und religiöser Kulte. Anders als in Europa gibt es deshalb dort heute keine ökonomisch und politisch einflussreiche Schicht, die mit dem Erhalt der historischen Substanz der Stadt ihre eigene, geschichtlich vermittelte Identität bewahrt.

Als Beispiele können hier Peking und Schanghai gelten. Hoffnung auf Emanzipation: Alles städtische Leben beginnt als ein Schritt der Befreiung aus dem Naturzwang, d. h. aus den Zwängen von Klima und Wetterumschwüngen. Der erste Städter war der, der sich nicht mehr tagtäglich mit einer unkultivierten Natur ums eigene Überleben auseinandersetzen musste. Europäisches Stadtleben seit der Aufklärung ist deshalb von Anfang an mit der ältesten Utopie der Menschheit verknüpft, der Hoffnung auf ein Reich der Freiheit jenseits des Diktats der brutalen Notwendigkeit, wie Karl Marx die Befreiung vom Fluch der Lohnarbeit umschrieben hat. Moderne Dienstleistungsstädte stellen einen weiteren Schritt in diese Richtung dar, denn sie repräsentieren eine neue Ökonomie, aber dass das Lohnniveau unmenschlich ist, wird verschwiegen. Europäische Stadtgeschichte bedeutet in vielen Fällen eine Wirtschaft des Niedriglohnsektors. Es möge – so die Mächtigen – bleiben, wie es ist, denn die neue, von den Finanzmärkten beherrschte Ökonomie will simpel Ausbeutung wie zu Zeiten des Manchester-Kapitalismus. Aber noch, vielleicht nicht mehr sehr lange, stellt die Geschichte europäischer Städte einen Ort der Emanzipation dar, eventuell sogar mehr.

Denken wir nur an die vielen BürgerInnenbewegungen, denken wir an den Widerstand im Kleinen, denken wir daran, was mittlerweile als „Willkommenskultur“ beschimpft wird. Europäische Städte haben trotz aller Rückschläge eine lange Tradition des Widerstands, und da waren „Fremde“ immer dabei: die ExilantInnen aus Deutschland wie Heinrich Heine, Karl Marx und Leon Blum, Michail Bakunin aus Russland und viele andere mehr. Unterhalb der herrschenden Ideologie, die sich Neoliberalismus nennt und mit John Stuart Mills oder gar Adam Smith gar nichts gemein hat, gärt es gewaltig. Seit der Pariser Kommune 1871 gibt es eine lange, über viele Generationen überlieferte Geschichte des Widerstands, der für soziale Rechte gekämpft hat und dessen ProtagonistInnen vielfach mit ihrem Leben gezahlt haben. Und ja, sogenannte Fremde haben dabei immer eine wichtige Rolle gespielt. Sie waren nicht nur ExilantInnen, sie waren

Die europäische Stadt ist der Ort, an dem die moderne Gesellschaft entstanden ist. Beim Gang durch eine europäische Stadt können die BürgerInnen der heutigen Gesellschaft sich ihrer eigenen Geschichte vergewissern.

IdeengeberInnen und „Innovators“, wie man heute so euphemistisch sagt.

Das ist wohl der entscheidende Punkt: Europäische Städte sind immer noch Orte der Befreiung und der Kreativität, auch wenn uns die Polizeibehörden anderes erzählen wollen. Sie sind Orte, wo Zuwanderung nicht nur notwendig ist, sondern eine neue Gesellschaft schaffen wird – wirtschaftlich, kulturell, menschlich. Und in der Verschmelzung der Kulturen, der hiesigen Kultur und der Kultur der sogenannten „Fremden“, liegen unsere großen Chancen. Meist wird nur über neue (natürlich prekär beschäftigte) Arbeitskräfte und über Demografie gesprochen, da Europa altert. Das ist die eine Seite, auch wichtig, die andere Seite ist jedoch entscheidender. Wir lernen hoffentlich ein Miteinander, das uns von der anschwellenden Gewalt befreit. Wir leben in einer Zeit vieler Krisen, aber wir dürfen nicht aufgeben. Krisen, wohin man blickt: Kriege von Afghanistan bis hin nach Syrien, ein islamischer Fundamentalismus, der die Regeln des Koran missachtet und die Scharia radikal durchsetzt, außer Rand und Band geratene Finanzmärkte und die Flucht bzw. Vertreibung ethnischer und religiöser Minderheiten. Uns kann nur die Vielfalt des Dialogs über kulturelle Grenzen hinweghelfen, denn sonst werden wir ein Europa erleben, das menschlich, kulturell und geistig an sich erstickt.

Die Stadt und was sie ist

Seit der Chicago School of Urban Sociology wissen wir, dass sich Metropolen durch Folgendes definieren: Dichte der Bevölkerung, ethnische Vielfalt, Segregation, d. h., je nach Einkommen lebt man gut oder schlecht, in unterschiedlichen Milieus von den Reichen bis hin zur Demonde und von der Mittelklasse bis hin zu den Armen. Natürlich hat sich seit den 1920er-Jahren sehr viel verändert. Die Mittelklasse erlebt den sozialen Abstieg als Faktum und Gefühlslage. Sie projiziert alle Ängste auf die MigrantInnen – mit fatalen politischen Folgen. Die Devise nicht nur der europäischen, sondern auch der unheimlichen österreichischen Politik impliziert eine Politik der Angst, geschürt von den Boulevardzeitungen. Jeden Tag forciert die allzu bekannte Zeitung die Angst vor den Fremden, und unsere PolitikerInnenkaste macht fröhlich mit. Namen zu nennen ist überflüssig, denn jeder kennt sie. PolitikerInnen bedienen sich eines Labors der Ängste der Bevölkerung, sie behandeln das Symptom nicht, glauben aber, damit Wahlen zu gewinnen. Wir wissen natürlich, was dabei herauskommt. Deutschland hat mit der rechtsextremen Partei AfD bereits den ersten Schlag gegen die Grundrechte erhalten. Und Österreich? Die nächsten Wahlen werden uns wahrscheinlich ein schlimmes „blaues Auge“ verpassen. Sind wir dafür verantwortlich? Ja, denn die Zivilgesellschaft hat weitgehend versagt. Aber zu spät ist nicht zu spät – besinnen wir uns wieder unserer demokratischen Grundrechte, gehen wir wieder auf die Straße und verlangen gleiche Rechte für alle!

No Politics of Fear!

Lassen wir uns nicht verführen, lassen wir uns keine Angst machen, verachten wir die DemagogInnen, gehen wir ins Parlament und äußern wir unsere Kritik. Unsere Stadt gehört nicht nur uns; sie ist unsere Stadt mit all der Vergangenheit, mit all dem Leid, das viele Menschen erdulden mussten, mit all der Hoffnung, die diese verloren haben. Aber sie ist unsere Stadt. Wir sind aufgerufen, Wien etwas Neues zu ermöglichen, eine Immigration, die sich von Ängsten Schritt für Schritt befreit. Es soll nicht wiederholt werden, aber es ist wichtig: Wien ist nicht nur eine Stadt der Demokratie – man erinnere sich nur an das großartige Experiment des „Roten Wien“ der 1920er-Jahre –, Wien ist trotz allem auch eine Stadt der Aufklärung. Und das bedeutet: Ausgang der Menschen aus ihrer selbstverschuldeten Unmündigkeit.

Wien sollte nicht nur offen für Neues, d. h. auch multikulturell und international sein, sondern ebenso Projekte initiieren, die Jungen, Einheimischen wie Fremden gute Chancen auf Ausbildung und am Arbeitsmarkt anbieten können. terms of both jobs and education.

Die Stadt und das Fremde

Wien wird, war und ist bereits eine Stadt der Fremden – seien sie nun aus der Provinz oder seien sie die GastarbeiterInnen, die den Wohlstand unseres Landes überhaupt erst möglich gemacht haben. Seien sie die Kriegsflüchtlinge aus dem ehemaligen Jugoslawien oder seien sie die Flüchtlinge, die aus Syrien oder anderen Kriegsgebieten kommen. Sie bedürfen unserer Solidarität, nicht weil wir so großartige Menschen sind, sondern aus Gründen der Mitmenschlichkeit, der Solidarität und, verzeihen sie, der Eigennützigkeit. Sogenannte Fremde waren, das wissen wir etwa aus der Geschichte der USA, eine immense Bereicherung. Dort schufteten sie unter widrigsten Umständen in den Hafendocks von New York, machten die Stahlindustrie profitabel und wurden in der zweiten und der dritten Generation „gute AmerikanerInnen“. Aber das ist eine Geschichte, die EuropäerInnen schwer verstehen können.

Und was heißt schon, Fremde/r zu sein? Es heißt vorerst nur, von weit her zu kommen, der Sprache nicht mächtig zu sein, sich mit ganz anderen Geschlechterverhältnissen abzufinden, keinen Asylbescheid zu erhalten und wie der letzte Dreck behandelt zu werden. Was heißt das schon, Fremde/r zu sein? Sollen wir immer nur nach außen schauen und sagen: „Dort sind sie, die Fremden!“? Drehen wir die Frage einmal um, gleichsam als Gedankenexperiment: Sind wir nicht alle Fremde in uns selbst? Man braucht weder eine Psychoanalyse noch sonst was, denn in Albträumen begegnen wir uns selbst als Fremden, als Fremden in der Seele und im Körper. Diese Einsicht könnte ein Weg sein, um besser zu verstehen, was die „Anderen“ fühlen, was sie schmerzt, was ihnen Pein bereitet. Wenn wir das Fremdsein in uns selbst annehmen, dann können wir vielleicht die „äußeren“ Fremden besser verstehen, uns ihnen annähern, ihnen einfach die Hand geben.

Was heißt Fremdsein heute? Fremdsein beginnt bereits an den unsehligen Grenzen in Mazedonien und anderswo. Fremdsein heißt die Sorge jener, die die Überfahrt nach Griechenland nicht geschafft haben. Fremdsein heißt, von PolizistInnen verprügelt zu werden. Fremdsein heißt einfach abgrundtiefe Verzweiflung. Fremdsein heißt, einem Europa gegenüberzustehen, das sich als Festung aufstellt. Fremdsein heißt, aus Calais vertrieben zu werden und im Eurotunnel nach Großbritannien elend zu sterben. Fremdsein heißt, sich wie ein Paria zu fühlen. Fremdsein heißt zumeist, keine Freunde zu finden, die weiterhelfen. Ja, es gibt solche mitfühlenden Menschen auch hierzulande, aber viel zu wenige. Zumeist herrschen Ablehnung, Kriminalisierung und Ausgrenzung.

Wien wieder Weltstadt?

In den 1950er-Jahren proklamierte die Wiener Stadtregierung: „Wien wird wieder Weltstadt!“ Nach meiner Einschätzung ist die Stadt noch weit davon entfernt. Zu einer Metropole gehört im 21. Jahrhundert schon ein bisschen mehr. Da genügen keine Musealisierungsjahre der Innenstadt, kein Weltkulturerbe, keine Start-up-Unternehmen, auch keine progressive Architektur und keine Stadtregierung, die sich als die beste und sozialste verkauft. Heute Metropole zu sein bedeutet viel mehr – im Positiven wie im Negativen. Zuerst das Positive: Metropole heute heißt, die besten Köpfe in Wissenschaft, Kunst, Handwerk und Dienstleistung für sich zu gewinnen und ihnen angemessene Infrastrukturen anzubieten. Aber jetzt das Negative: „Brain-Gain“, was für ein ironischer Neologismus, bedeutet vor allem „Brain-Downing“, d. h. eine Masse verarmter NeoproletarierInnen, die in prekären Verhältnissen leben und arbeiten müssen. Wiens Charme wie sein Nachteil ist die Melange aus Nostalgie und gebremster Moderne. Ja, man bemüht sich. Aber die Zeit ist schnell geworden, und Wien hätte große Chancen. Dazu ein paar Gedanken:

Wien sollte sich wieder darauf besinnen, was die Stadt einst zu einer Metropole Mitteleuropas gemacht hat. Wien sollte nicht nur offen für Neues, d. h. auch multikulturell und international sein, sondern ebenso Projekte initiieren, die Jungen, Einheimischen wie Fremden gute Chancen auf Ausbildung und am Arbeitsmarkt anbieten können.

Sollte Wien nicht nur als lebenswerte Stadt gelten wollen, dann muss die Stadtverwaltung mehr tun. Es reicht nicht, den Wiener Schmach wiederzubeleben, dessen Wortstamm ja von Schmähung kommt, sondern es muss ernsthaft an einem wohldurchdachten Plan gearbeitet werden, wie man MigrantInnen über die ganze Stadt verteilen kann. Problematisch ist die derzeitige Politik, ZuwanderInnen großteils dem freien Wohnungsmarkt zu überlassen, wo sie unter horrenden Mieten zu leiden haben.

Wir haben in der Stadt sogenannte Gebietsbetreuungen, die jedoch vielfach untätig sind oder sich um die Probleme ihres Bereichs nicht kümmern. Hier wäre die Stadtverwaltung aufgerufen, diese an sich gute Maßnahme neu zu überdenken und zu reformieren.

Resümee: Orte für Menschen

Der österreichische Beitrag zur Architektur-Biennale 2016 in Venedig geht deshalb einen anderen Weg: Der Rahmen dieser traditionellen Großveranstaltung wird genutzt, um an drei Orten in Wien reale, im weiteren Sinne architektonische Maßnahmen zu setzen mit dem Ziel, die Wohn- und Lebenssituation von Flüchtlingen konkret zu verbessern. Diese drei Projekte werden auch am Lido präsentiert und eine große Herausforderung darstellen, denn sie werden unsere „Flüchtlingskrise“ nicht nur als Problem von Wien und anderen europäischen Städten, sondern als entscheidendes Problem der Europäischen Union offenbaren. Abschließend sei in diesem Zusammenhang noch einmal auf den Habitus von Wien erinnert, denn dieser macht deutlich, dass es nicht nur ein Wien der Ausgrenzung gibt, sondern auch ein Wien, das eine erfolgreiche Geschichte der Zuwanderung repräsentiert.



Gimme Shelter



Habibe Ibrahim im Haus Pfeiffergasse

Text: Kimberly Bradley

Es wird gerade an einem der letzten Schirme gearbeitet, als ich zum ersten Mal die Flüchtlingsnotunterkunft¹ der Caritas in der Pfeiffergasse – einem kleinen Gässchen in einer abgelegenen Gegend des 15. Wiener Gemeindebezirks – besuche.

Im Großraumbüro hilft Amin, ein großer kräftiger 22-Jähriger aus dem Iran, Günter Katherl von Caramel Architekten gerade, einen jener Riesenschirme aufzubauen, wie sie sonst in Gastgärten vor Cafés Schatten spenden. Wie kleine mongolische Jurten sprenkeln die grünen Schirme mit den Seitenvorhängen in Kindergartenfarben alle Räume im Gebäude. Sie sorgen für Privatraum und Ordnung.

Bis heute schliefen die aus vielen Ländern stammenden alleinreisenden Asylsucher auf Matratzen, die in langen Reihen auf einem grauen Teppich lagen. Die Notunterkunft war bis November 2015

¹ Ich habe mich in diesem Beitrag für die Verwendung der Ausdrücke „Flüchtlinge“ und „AsylwerberInnen“ entschieden.



Asimi Elmira im Haus Pfeiffergasse

ein leer stehendes Bürogebäude. Davor befand sich darin eine IT-Firma, deren Gerätschaften noch immer überall hervorlugen.

Ich stelle mir das Großraumbüro voll mit Schreibtischen und Managern in gebügelten Hemden vor. Amin zieht gerade gebogene Stangen durch Ösen am Schirmrand, auf die er dann Vorgänge hängt. Der Innenraum des Zelts wird von einem Vorhang, auf den Taschen aufgenäht sind, in zwei Hälften geteilt. So ergeben sich zwei separate Schlafbereiche.

Nicht alle Flüchtlinge wollen einen Schirm. Zwei Burschen motzen auf dem Boden auf ihren Matratzen liegend. „Ein paar sind gegen die Schirme“, erklärt Katherl lachend, „am Anfang jedenfalls.“ Andere wieder erwarten sie schon sehnsüchtig. Auch eine Filmcrew ist da. Es ist viel los, alle sind zu beschäftigt für ein Gespräch.

Aus dem Nebenraum kommt eine Gruppe Syrer. Dieses Stockwerk ist für Männer, die ganze Unterkunft mit ihren etwa zweihundert Menschen ist aber gemischt. Meist sind es Familien, die ursprünglich hier nur notversorgt werden sollten.² Wer sind sie? Woher kommen sie? Welche Geschichten haben sie zu erzählen? Was denken sie über die architektonischen Eingriffe in ihren temporären Wohnraum? Ich bitte Amin, der, wie man mir sagt, im Iran Architektur studiert hat, um seine Telefonnummer. Bald werde ich mehr wissen.

Displacement

In den meisten europäischen Medien hört man, wenn es um die Flüchtlingskrise geht, seltsamerweise kaum jemals den breiteren Begriff der Vertreibung. Ende 2015 bezogen sich die meisten Schlagworte in der deutschsprachigen Presse auf die schieren Zahlen der Flüchtlinge aus Syrien, dem Iran, dem Irak, aus Afghanistan, Somalia, Pakistan und anderen vom Krieg verwüsteten Ländern. Man spricht von „Flut“, von „Welle“ und von „Krise“.

Die Schlagworte von heuer sind „Grenze“ (ein Mehrzweckwort für Landesgrenzen und Obergrenzen), „Werte“ (westliche, nicht islamische, wobei umstritten ist, was westliche Werte sind) und „Integration“ (womit bisweilen deren Unmöglichkeit gemeint ist).

Vertreibung hingegen ist kein Zeitungswort. Es bezeichnet Menschen, die bereits die Möglichkeit hatten, zu überlegen, wo sie eigentlich angekommen sind – dass sie eben Vertriebene sind. Vor weniger als einhundert Jahren, nach den riesigen Vertreibungen in Europa, die sich durch die Schriften von DenkerInnen wie Hannah Arendt ziehen, hörte man dieses Wort ganze Jahrzehnte lang. Letztlich haben alle in ihren neuen Heimaten Wurzeln geschlagen.

Arendt wusste, dass die Vertriebenen vor allem ihr Zugehörigkeitsgefühl, ihre Identität, ihre Verwurzelung verlieren. Kann man das alles überhaupt wiederherstellen? Oder bleibt die neue Identität, das neue Zugehörigkeitsgefühl, für immer eine Zweitform, eine Übersetzung, ein Flickwerk? „Doch die Erschaffung einer neuen Persönlichkeit ist so schwierig und so hoffnungslos wie eine Neuerschaffung der Welt“, schrieb Arendt in ihrem bekannten Essay „Wir Flüchtlinge“.³ Wenn aber diese neuen Welten so schwierig zu erschaffen sind, wie sollen dann neue Orte – Nationen, Städte, aber auch Notunterkünfte – zu einer Heimat werden?

² Das Gebäude, das von einem Schild auf dem Dach immer noch als „zu vermieten“ beworben wird, wurde über das österreichische „Durchgriffsrecht“ nutzbar gemacht, das am 1. Oktober 2015 in Kraft trat. Das Gesetz besagt, dass die österreichische Bundesregierung auch gegen Proteste vonseiten der Gemeinden und der Länder Flüchtlingsunterkünfte einrichten darf.

³ Hannah Arendt, „Wir Flüchtlinge“, in: Marie Luise Knott (Hg.), „Hannah Arendt: Zur Zeit. Politische Essays“, München 1989, S. 17.

Amin



Amin Mahafi im Haus Pfeiffergasse

Amin antwortet nicht auf meine SMS. Bald begreife ich, warum: Er hat kein Guthaben auf seinem Smartphone. Die meisten Flüchtlinge in der Pfeiffergasse haben, weil sie in Österreich nicht als AsylwerberInnen anerkannt sind, nur eine grüne Karte.⁴ Bis sie als solche anerkannt sind (nach einer weißen Karte und nach einem erfolgreichen Zweitgespräch wird ihnen ein „Reisedokument“ ausgestellt, das einem österreichischen Reisepass verdächtig ähnlich sieht, aber keiner ist), bekommen sie nur vierzig Euro Taschengeld im Monat. Das reicht gerade, um ein, zwei SMS zu verschicken, und eventuell für den Mitgliedsbeitrag in einem Fitnessklub.⁵ Das Telefonguthaben schwindet rasch, wenn man mit Familienmitgliedern in den Kriegsgebieten telefoniert – wissen will, wie es ihnen geht, ob sie überhaupt noch am Leben sind.

Um 10:30 Uhr komme ich beim Notquartier an. Ich gehe durchs Stiegenhaus, das gerade von Kindern und ihnen nachlaufenden Müttern zu wimmeln beginnt. Amin wartet auf mich auf dem Absatz des vierten Stockwerks in einem grau-weiß gestreiften Pyjama. Der Pyjama sieht süß aus, was ich ihm später auch sage. Er bittet mich, zu warten, bis er sich geduscht hat. Für das erste „Interview“ gehen wir dann ins Konferenzzimmer, in dem zweimal in der Woche der Deutschkurs stattfindet. Ich erfahre, dass Amin wirklich Architektur studiert hat, Christ ist und in der südiranischen Stadt Ahvaz aufwuchs.

„Als Christ wäre mir das passiert, wenn ich im Iran geblieben wäre“, sagt er in gebrochenem Englisch und macht mit seiner Hand eine Geste, als würde man ihm die Kehle durchschneiden. Amins Vater war Bäcker. Er starb vor neun Jahren an den Folgen von Diabetes. Obwohl Amin sein Architekturstudium abgeschlossen hat, wäre es schwierig, wenn nicht unmöglich gewesen, seinen Beruf im Iran auszuüben. „Wenn du im Iran Geld und Beziehungen hast, dann lebst du gut“, erklärt er, „aber wenn nicht, dann wirst du nie gut leben.“

In Ahvaz wohnte Amin in einem Einfamilienhaus. Im November 2015 kam er in Österreich an, seit drei Monaten lebt er nun in der Notunterkunft. Er ist ein offener Mensch, lacht gerne und ist, als Muhammad, mein syrischer Dolmetsch und Kulturberater, eintrifft, zu diesem genauso freundlich. Muhammad stellt fest, dass Amin nicht nur Farsi, sondern auch Arabisch spricht. Unser Gespräch geht also in ihrer gemeinsamen Sprache weiter, die sie wesentlich fließender beherrschen als Englisch.⁶ Wir diskutieren über den architektonischen Eingriff von Caramel Architekten. Immer wieder verstehe ich das englische Wort „umbrella“ in ihr Gespräch eingestreut und muss lachen.

Der Kontrast zwischen Amins allgemeiner und seiner persönlichen Meinung zu den Schirmen ist nicht weniger witzig. „Der Schirm – der ist gut! Gut für Familien, die ihre Ruhe brauchen. Manche waren sauer, weil die Fenster keine Vorhänge hatten. Die Schirme waren da eine Verbesserung. Man stellt sie in zwanzig Minuten auf, und schon sind die Leute glücklich, die Kinder noch mehr. Es ist ganz einfach.

4 Die „grüne Karte“, das klingt für viele Menschen aus dem Westen wunderbar nach der amerikanischen Arbeitsbewilligung. Im österreichischen Asylverfahren ist die grüne Karte indes das allererste Dokument, das Asylwerbende erhalten. Es bedeutet, dass er oder sie nun registriert und das Asylverfahren eröffnet ist. Rechte gewährt sie kaum welche.

5 Bei allen meinen Bekanntschaften mit Flüchtlingen aller Altersgruppen und Nationalitäten ist unter den jungen Männern eines immer gleich: Sie verbringen viele Stunden in Wiener Fitnessklubs. Zuerst dachte ich, sie würden sich Muskeln antrainieren wollen, aber dann erklärte mir ein junger Mann, das es viel eher um die psychische Gesundheit – um ein Ventil für ihre Ängste – und um den Zeitvertreib gehe.

6 Muhammad, der aus Aleppo kommt, meint, dass Amins Arabisch irakisch klingt. Später witzeln wir, dass der Unterschied zwischen dem levantinischen Dialekt und Amins Arabisch dem Unterschied zwischen dem amerikanischen und dem schottischen Englisch ähnlich sei – oder dem zwischen Tirolerisch und Plattdeutsch.

Aber ich mag die Schirme nicht, und ich habe auch keinen. Ein Schirm ist gut zum Deutschlernen, zum Schlafen oder zum Filmeanschauen. Aber nicht 24 Stunden lang! Ich lebe mit fünf Jungs in einem Raum, und die möchte ich sehen. Im Schirm drinnen sieht man nur Grün und Rot.“



Manssour Mohammed Subhi und Hanouf Tammah im Haus Erdberg

Amin ist sich ziemlich sicher, dass die Schirme keine Architektur sind. Ich versuche, ihn davon zu überzeugen, dass sie es sein könnten. Er bewundert die Bauwerke Wiens, die schönen Fassaden, auf denen die Geschichte sichtbar wird, und dass die Einrichtungen so modern und perfekt sind. Bei der Caritas hat man ihm gesagt, dass sein letztes Behördengespräch im Juni oder Juli stattfinden wird.

Dann wird Amin, so hofft er, Deutsch lernen, seinen Master in Architektur machen, ein Praktikum absolvieren, arbeiten. „Das Architekturstudium ist hier besser“, meint er. Inzwischen versucht er, die endlosen und letztlich bedrückenden Stunden auszufüllen, in denen er anfangs fast nur geschlafen und gegessen hat.

Wien

Die Menschenflut begann sich Anfang September 2015 ernsthaft nach und durch Österreich zu ergießen. Deutschland hatte mit dem Ausruf „Wir schaffen das!“ die Schleusen geöffnet, und gleichzeitig begann Ungarn, seine Grenzen zu schließen.

Im Herbst 2015 passierten 788.000 Flüchtlinge Österreich. 300.000 kamen durch Wien. Am Ende hatten 90.000 Menschen in Österreich um Asyl angesucht.

Interessanterweise war die Pro-Kopf-Asylantragsrate 2015 damit höher als die in Deutschland. Dort wurden 441.800 Anträge gestellt, das ergibt einen pro 185 Deutsche. In Österreich waren es 88.900 Anträge, das ist ein Antrag pro 98 ÖsterreicherInnen.⁷ Im April 2015 leben 21.600 Flüchtlinge in Wien, davon 4.600 immer noch in „Notquartieren“ mit über zweihundert Menschen Belegung.⁸

Gemeinschaft

Ahmad⁹ wohnt im vierten Stock in etwas, das man nur als Schirmdorf bezeichnen kann. Hier leben ein Dutzend Männer unterschiedlicher Nationalität zusammen. Ihre Schirme stehen in einer langen Reihe im hinteren Teil des Raums. Der vordere Teil ist so etwas wie ein Gemeinschaftsbereich mit Teetischen und Stühlen. Ahmad ist aus Aleppo. Muhammad ist wieder bei mir, um zu dolmetschen. Er erkennt Ahmad, der Ladenbesitzer in seinem Viertel in Aleppo war. Lachen, Schulterklopfen, ein schneller Austausch, den ich nicht verstehe. Egal wie die Umstände sind, es ist immer schön, in der Fremde jemanden von zu Hause zu treffen.

Ahmad bietet uns etwas zum Sitzen an, so als wären wir auf seiner Veranda.¹⁰ Der Dreißigjährige hat hypnotische grüne Augen, die durch seine ovalen Brillengläser blinzeln. Seine Stimme ist ruhig. In Wien könnte er auch bei seinem Bruder wohnen, der vor der Einberufung in Baschar al-Assads Armee flüchtete und bereits 2014 in Österreich landete. Doch Ahmad wohnt lieber im Notquartier – wegen der Freunde und der Gemeinschaft. Die Männer waren einstimmig für die Schirme in ihrem Zimmer und haben es sich nun gemütlich gemacht.

7 Zahlen mit freundlicher Genehmigung der Stadt Wien.

8 Jon Henley, „After the Flood: Vienna’s struggle to make its refugee residents feel at home“, in: „The Guardian“, 5.5.2016, <http://www.theguardian.com/cities/2016/apr/04/vienna-migration-crisis-refugees-refuge-cities-residents> (zuletzt besucht am 25.4.2016).

9 Name auf seine Bitte hin geändert.

10 Und irgendwie sind wir das ja auch.

Amin ist sich ziemlich sicher, dass die Schirme keine Architektur sind. Ich versuche, ihn davon zu überzeugen, dass sie es sein könnten.

In Syrien bekam Ahmad die Diagnose Depression. Sein Therapeut riet ihm, sich von seiner Familie zu trennen, die unter dem Druck des Kriegs zusammengebrochen war. Langsam gehen Depression und Einsamkeit zurück. In der Unterkunft blieb das nicht unbemerkt.

Heute hat Ahmed seine weiße Karte, die Aufenthaltsgenehmigung, bekommen. Er hatte Sorge gehabt, weil die Kopie seines Reisepasses in Kroatien ausgestellt worden war.

„Ich bin vielleicht der glücklichste Mensch im ganzen Haus“, sagt er und grinst. Dann bricht er in Lachen aus.

Habibe und Elmira

Habibe kann sich gar nicht erinnern, welche europäischen Länder sie alle durchquert hat, bevor sie endlich in Österreich angekommen ist.

An die 25 Stunden aber, die sie und ihre fünfköpfige Familie zu Fuß von Teheran bis in die Türkei zurückgelegt haben, erinnert sie sich sehr wohl. Und an den Monat in Izmir, als sie darauf wartete, dass sich die Stürme in der Ägäis legten. Sie erinnert sich an das erste Schlauchboot von der Türkei nach Griechenland, das ein Leck hatte. Ihr Mann sprang ins Meer. Man half ihm ans Ufer, leider ans türkische. Sie erinnert sich an das zweite Boot, das es dann nach Griechenland schaffte. Der erste Schlepper verschwand. Also zahlte die Familie zweimal.¹¹



Amer Mohammed im Haus Erdberg

Auch Habibe kommt aus dem Iran, genauer aus der Stadt Maschhad, wo sie als afghanischer Flüchtling geboren wurde. Diese Doppelvertreibung ist in den Flüchtlingsunterkünften überraschend häufig. Im Iran, sagt Habibe, bekommen Kinder aus Afghanistan keine Staatsbürgerschaft und können daher nicht normal in die Schule gehen. Sie sei nach Europa gekommen, um ihren Kindern – zwei Jungen im Alter von zehn und 14 und ein Mädchen namens Elmira mit 16 Jahren – ein besseres Leben zu ermöglichen.

Wir befinden uns wieder im vierten Stock des Heims in der Pfeiffergasse und treffen im hektischen Foyer Habibes Jüngsten. Er spricht bereits Deutsch und kommt gerade aus der Schule. Habibe trägt einen Hidschab und sieht irgendwie lebensmüde aus. Sie spricht nur Farsi, also zeigt sie mir, als ich nach ihrem Namen frage, ihre weiße Karte. Darauf sehe ich, dass sie 1977 geboren wurde.¹² Im Iran arbeitete sie als Schneiderin in einer Firma. In der Notunterkunft Pfeiffergasse wurde sie die inoffizielle Chefnäherin für Schirme und Vorhänge.

Zweieinhalb Monate hat sie gemeinsam mit anderen Frauen – alle aus Afghanistan – und ihrer Tochter Elmira jene fast 2.000 Quadratmeter Stoff gesäumt und genäht, die nun auf und zwischen den Schirmen hängen. „Sechs Frauen haben gearbeitet: drei als Näherinnen und drei als Helferinnen“, erzählt Elmira, die größer ist als ihre Mutter. „Wir haben hart gearbeitet, und wir waren froh dabei“, fügt sie hinzu. Sie war die einzige Jugendliche in der Gruppe. Elmira, ihre Mutter und die zwei Brüder wohnen in einem Zimmer mit zwei anderen Familien, ihr Schirm ist von zusätzlichen Vorhängen umgeben, die den Privatraum abstecken.

Habibe hatte den Schlüssel zum Nähzimmer und begann oft schon um halb neun Uhr morgens zu arbeiten. Die Architekten von Caramel waren ihr zufolge „anständig, nett und kooperativ. Unsere Arbeit hat die Zeit schneller vergehen lassen, so konnten wir uns selbst helfen.“

¹¹ Im Herbst 2015 galt für die Überfahrt von der Türkei nach Griechenland mit dem Schlauchboot ein Preis von 1.200 Euro pro Person.

¹² Der von mir vorgesehene Farsi-Dolmetsch war verschwunden, also schlossen wir für das Gespräch eine Dolmetschkette von Habibe/Elmira über Amin und Muhammad zu Kimberly (und zurück), was trotz des ernststen Themas zu einigem Gelächter führte.

In Maschhad wohnte die Familie in einem gemieteten Haus. Ihr Mann hörte, dass Flüchtlinge in Österreich gut behandelt würden und dass Wien schön sei. Trotzdem hatten sie es sich anders vorgestellt. Habibe hat nichts gegen den Schirm. Später zeigt sie uns einen „Gemeinschaftsraum“ im fünften Stock. Seit sie den Familienschirm haben, reden sie weniger mit ihren NachbarInnen, dem Bedürfnis nach Gemeinschaft ist hier und in der Cafeteria Genüge getan. Doch die Zeit vergeht langsam. „Nichts passiert“, sagt Habibe. „Wir sind jetzt vier Monate da. Kein Transfer, nichts geht weiter.“

Sie macht einen schicksalsergebenen, aber keinen ärgerlichen Eindruck. Elmira hingegen wirkt bestimmt und unaufhaltsam. Sie will Ärztin werden. Ich stelle sie mir in zwanzig Jahren vor, mit einem weißen Mantel. Die junge Frau blickt auf ihre Uhr, bald beginnt ihr Deutschkurs. Wir scheinen sie zu langweilen. Sie ist 16. Manche Dinge sind eben in allen Kulturen gleich.

Erdberg

In der Umgebung der gleichnamigen U-Bahn-Station ist Erdberg nicht schön. TouristInnen lernen diese Ecke Wiens höchstens dann kennen, wenn sie unglücklicherweise per Bus ankommen. Nicht weit vom Busbahnhof entfernt steht an der unscheinbaren Erdbergstraße wuchtig und unheimlich ein Komplex aus sieben- oder achtstöckigen Gebäuden. In einem Hof aus Beton befindet sich so etwas wie eine brutalistische Skulptur in einem trockenen Brunnen. Man fühlt sich wie unter einer Autobahnbrücke.

Auf einer Seite des Hofes steht eine Gruppe offensichtlich nicht aus Österreich stammender Männer. Sie rauchen. Das ist der Eingang zum Erdberger Flüchtlingsquartier, das zu Spitzenzeiten sechshundert Menschen beherbergt hat. Im März 2016 waren es 441, wobei man plante, die Zahl der dort untergebrachten alleinreisenden Männer noch durch Familien zu erhöhen.¹³

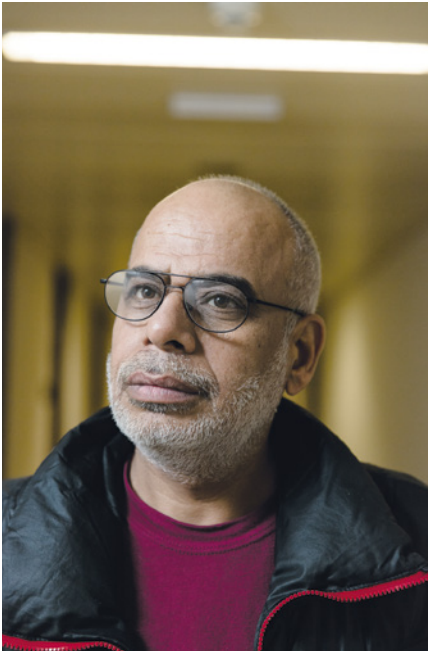
Über den Köpfen der Männer sind zahlreiche Stockwerke mit langen Fensterreihen zu sehen. Hier war einst eine Internatsschule für Zollbeamte, gut möblierte Zimmer und eine Cafeteria gab es also bereits. „Wer weiß“, sagt Lotte Kristoferitsch vom Designbüro EOOS, die ich hier zum ersten Mal treffe, „vielleicht brauchen wir wieder Grenzkontrollen.“ Sie scherzt, doch angesichts der Spannungen in der EU-Schengenpolitik lachen wir nur halbherzig.

Im selben Gebäude befinden sich zwei Gymnasien. Vis-à-vis über dem Hof hat das Bundesverwaltungsgericht für Asyl und Fremdenrecht seinen Sitz, wo über die Asylanträge entschieden wird. Drei Stockwerke unterhalb des Flüchtlingsnotquartiers ist ein unterirdischer und schalldichter Schießstand der Wiener Polizei. Die Ironie, dass hier SchülerInnen, uniformierte PolizistInnen, AsylwerberInnen und Beamte, die über die Asylansuchen entscheiden, jeden Tag denselben Hof überqueren, entgeht mir durchaus nicht.

EOOS

Lotte Kristoferitsch führt mich ins Baustellenbüro von EOOS im dritten Stock des Quartiers. Die Gänge und Stiegen sind typisch für ein Bürogebäude – nicht unfreundlich, aber heruntergekommen und abgenutzt. Das Haus hat seine beste Zeit hinter sich.

¹³ Bis Ende 2015 beherbergte das Heim in Erdberg viele unbegleitete Minderjährige. Einer ist immer noch da, der 17-jährige Fadi aus einer syrischen Bergregion nahe der Grenze zu Israel. Fadi kam allein nach Österreich und arbeitet im Tischlerteam. Die Wohnung, die seine Familie in Damaskus gemietet hatte, war zerstört worden. Er hofft, Elektriker zu werden und dann seine Familie in Europa in Sicherheit bringen zu können.



Mohammed Umar im Haus Erdberg

Die europäische Stadt ist der Ort, an dem die moderne Gesellschaft entstanden ist. Beim Gang durch eine europäische Stadt können die BürgerInnen der heutigen Gesellschaft sich ihrer eigenen Geschichte vergewissern.

Jeder Stock ist ein großes Oval rund um einen Innenhof und hat ca. achtzig Zimmer, in denen meist je zwei Männer wohnen. Das Büro von EOOS ist nur ein paar Schritte von den Caritas-Büros entfernt, die als Drehscheibe in ein paar adaptierten Zimmern und einer ehemaligen Teeküche, die in einen Besprechungsraum umgebaut wurde, untergebracht sind.¹⁴

„Die Nachteile einer Notunterkunft für sechshundert Menschen liegen auf der Hand, aber was könnten die Vorteile sein?“, fragt Harald Gründl, einer der drei Firmengründer. „Wir können hier zum Teil Modelle entwickeln, die dann auch anderswo einsetzbar sind.“¹⁵

EOOS hat das Projekt mit der längsten Laufzeit übernommen. Der Fonds Soziales Wien hat das Gebäude für 15 Jahre gemietet. Priorität ist, eine Situation zu schaffen, in der die Flüchtlinge für sich selbst sorgen können. Im obersten Stock wurde eine bereits in Betrieb befindliche Cafeteria eingerichtet, in der – als erster Schritt – die Flüchtlinge selbst kochen können.

„Wir haben zwei Küchentypologien entwickelt“, erzählt Gründl, „einen für zehn Zimmer und einen größeren.“ Ziel ist, dass die Flüchtlinge nicht nur unabhängiger werden, sondern dass sie auch Treffpunkte haben, an denen sie sich besser kennenlernen. Abgesehen von den Küchen wird jedes Zimmer mit einem mobilen Küchlschrankschrankmöbel zum Verstauen persönlicher Utensilien ausgestattet.¹⁶

EOOS hat noch größere Pläne, z. B. den, im verwahrlosten Innenhof einen Garten anzulegen. Gemeinsam mit den Flüchtlingen könnten die leeren Teeküchen und Treppenflure zu Gemeinschaftsräumen umgebaut werden. Man spricht schon von einem „Gangbasar“, auf dem FriseurInnen, BäckerInnen etc. ihre Dienstleistungen oder Produkte im Tausch gegen eine Art Währung anbieten könnten.

Der Ort

Die Unterkunft in Erdberg sieht im Vergleich zu der in der Pfeifergasse gespenstisch leer aus. Die Männer bleiben die meiste Zeit in ihren Zimmern. Die langen Flure werden von vielen Türen unterbrochen und biegen dann scharf ab, wodurch der Eindruck entsteht, man gehe durch ein Labyrinth. Ein paar Jugendliche versammeln sich auf Bänken in der Nähe der Internet-Hotspots. An den Wänden hängen hier keine Kinderzeichnungen, sondern ein Schwarzes Brett, auf dem steht, wer Post bekommen hat. Viele der Flüchtlinge kommen dauernd nachschauen, denn Post könnte ein Asylgespräch bei den Behörden bedeuten. Mehr Gemeinschaftsräume gibt es hier nicht.

„Alle brauchen einen eigenen Ort. Besonders Menschen, die keinen Ort mehr haben“, sagt Gründl. „Die Küchen sind ein erster Schritt in Richtung Unabhängigkeit. Ich möchte, dass die Wohnsituation im Haus besser wird. Dass die Menschen Arbeit haben, nicht nur Freizeit. Natürlich will man niemanden zur Arbeit zwingen. Aber es ist das dauernde Warten, das die Leute fertig macht.“ Im Erdgeschoss befindet sich eine Werkstatt für den Bau der Küchen. Die ersten beiden Prototypen werden nächste Woche fertig.

¹⁴ Seit Dezember 2015 werden die Flüchtlinge („Die Flüchtlinge ... werden verwaltet“, das kommt mir komisch vor. „wird die Flüchtlingsunterbringung“? Oder was ist gemeint?) nicht mehr von der privaten Schweizer Sicherheitsfirma ORS, sondern von den österreichischen Zweigen der Hilfsorganisationen Caritas und Samariterbund verwaltet.
¹⁵ So meint Gründl, dass auch the next ENTERprise architects (Löschchen? Steht auch nicht im Beitrag „Reporting From the Front“.) – die dritten Biennale-Teilnehmer, von denen hier nicht die Rede ist, weil die von ihnen gestaltete Unterkunft noch nicht bezogen ist – die Küchen wahrscheinlich verwenden werden.
¹⁶ Viele Gegenstände von EOOS (von EOOS entworfene Gegenstände?) gibt es auch in ihrem Baustellenbüro zu sehen. An der Wand hängt eine große gelbe Platte, an der normalerweise Küchengeräte aufgehängt werden. Des Weiteren gibt es einen gelben Tisch, der eine Variante des von EOOS für den Luxusküchenhersteller Bulthaup entwickelten Tisches ist, sowie das effiziente Küchlschrankschrankmöbel.

Zuflucht heißt ein Telefon im Bett und ein Dach über dem Kopf

„Wir leben wie so oft bei Übergängen von einer zur nächsten Gesellschaftsform in verwirrenden Zeiten. Ich glaube, dass gegen Ende des zweiten Jahrtausends die sozialen, technischen, wirtschaftlichen und kulturellen Veränderungen zu einer neuen Gesellschaftsform kumulierten – der Netzwerkgesellschaft.“

Manuel Castells, „The Rise of the Network Society“



Zerstörtes
Smartphone im
Haus Erdberg

Zuflucht heißt ein Telefon im Bett und ein Dach über dem Kopf
Gedanken über Orte für Menschen mit Smartphones

Text: Katja Schechtner, Katharina Müller und Anton Falkeis

Architektur und Städteplanung gehen weit über das Sichtbare und Materielle hinaus. Sie schaffen emotionale Landmarken und Landschaften in den Köpfen der Menschen. Wir sind heute ZeugInnen des Zusammenfließens der digitalen und der physischen Welt. Die Stadtpläne in unseren Köpfen werden laufend durch neue Datenschichten überlagert, die sich – metaphorisch gesprochen – über die materielle Stadt legen.

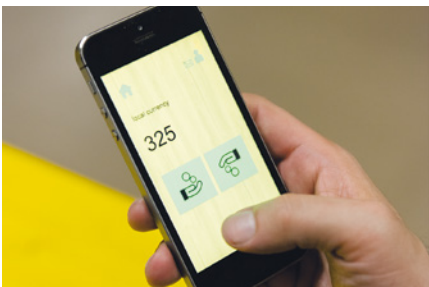
Schon bevor der Flüchtling mit dem Smartphone zum stereotypen Bild wurde, hat die weltweit immer leichtere Verfügbarkeit von Mobilgeräten und lokalen Daten nicht nur unsere Wahrnehmung von Technologie, Menschsein und baulicher Umgebung verändert, sondern auch die Art und Weise, wie wir uns durch öffentliche und private Räume bewegen. Seit es Google Maps, Twitter, Foursquare, GPS-Systeme und soziale Medien gibt, ist die Stadt vor unserem inneren Auge komplexer geworden. Die Mobiltechnologien verändern unser Alltagserleben, weil wir heute von unserem Bett oder von der belebten Straße aus Zugang zu immateriellen Informationsinfrastrukturen haben. Wie William J. Mitchell schon 1995 in seinem Buch „The City of Bits“ geschrieben hat, sind wir also in das Zeitalter der elektronisch erweiterten Körper eingetreten, die wir nun gleichzeitig durch die mediatisierte wie auch die materielle Umwelt navigieren müssen.



WLAN im Haus Erdberg

Überall auf der Welt nutzen auch ArchitektInnen und StädtebauereInnen die durch die neuen Technologien generierten Informationen, um den menschlichen Lebensraum besser zu verstehen und zu gestalten. Im Gegensatz dazu bedenken die meisten Schriften zu einer Architektur für Flüchtlinge (z. B. „Arrival City“ von Doug Saunders oder Jörg Friedrichs „Refugees Welcome“) kaum, dass sich MigrantInnen nicht mehr nur durch die physische, sondern auch durch die digitale Welt bewegen. Das mag mit der allgemeinen Debatte über die Techniknutzung von Flüchtlingen zusammenhängen, die diesen Zusammenhang bislang unterschätzt hat und großteils von einer soziotechnischen Distanz ausgegangen ist, die es in den globalen Lebenswirklichkeiten der Gegenwart schlicht nicht mehr gibt. Stattdessen beschränkte sich die Debatte lange Zeit auf gängige Stereotype der vordigitalen Zeit.

Flüchtlinge sind arm



Smartphone mit Test App im Haus Erdberg

Wie sieht ein Flüchtling aus? Nicht nur von den Grenzen und aus den Notquartieren gibt es wenige Bilder, auch auf den Straßen unserer Städte sehen wir selten Flüchtlinge, die ihre Geschichte bereitwillig den Medien erzählen. Daraus folgt, dass wir uns „unseren“ Flüchtling fantasieren. Er ist ein „idealer“, nämlich ein „armer“ und „dankbarer“ – und somit „guter“ – Flüchtling. Die Darstellung der „Flüchtlingskrise“ in den Medien gibt diesem Fantasiebild weiter Nahrung. So zeigt das Siegerbild des diesjährigen Wettbewerbs der World Press Photo Foundation – ein Foto von Sergey Ponomarev in der Kategorie „Allgemeine Nachrichten“ – Flüchtlinge, die mit dem Boot auf der griechischen Insel Lesbos ankommen. Man sieht ein Dutzend zusammengepflegter Menschen in einer schwankenden Nusschale, umgeben vom endlosen Meer. Dabei ist die Ankunft von Flüchtlingen für die humanitäre Fotografie nicht bloß Alltag, sondern auch historische Realität. Erschöpfte, schmutzige und hungrige Menschen bedanken sich dafür, dass sie endlich in Sicherheit sind. Diese Bilder wirken in uns nach. Sie erinnern an Dokumentarfilme über die Vertreibung von Deutschen nach dem Zweiten Weltkrieg. Das Gestern und das Heute verschmelzen zu einem rituell wiederholten Klischee über Geflüchtete, dem zufolge Menschen, reduziert auf ihr nacktes Leben, auf ein ganz offensichtliches Ziel – nämlich auf „uns“ – zusteuern: Menschenmassen ziehen Gleise und Straßen entlang, durchqueren offene Felder und das Meer. Ein Flüchtling kommt selten allein. Immer ist er Teil einer größeren Bewegung, unablässig kämpft er mit den Naturgewalten Hitze, Wellen, Regen und Schnee um sein Leben. In Nahaufnahme klettert er über Stacheldrahtzäune. Ständig zieht es ihn weiter. Unser idealer Flüchtling bleibt nie stehen. Er ist mobil. Und arm.

Smartphones sind ein Luxus

Früher ging es bei Technik immer um reine Funktion. Sperrige graue Maschinen halfen uns dabei, unsere Welt ohne grausame körperliche Mühsal aufzubauen. Doch dann kamen Moores Gesetz und der technische Fortschritt dazwischen. Die Maschinen wurden nicht nur klein, schnittig und schick, sondern sie boten uns auch den einstmals so teuren, ja sogar

Flüchtlinge
sind arm.

Smartphones
sind ein Luxus.

Flüchtlinge mit Smartphones sind erfunden.



Itulah Sunday im Haus Erdberg

luxuriösen Komfort der Unterhaltung. Zuerst nur zu Hause, dann im Kleinformat und maßgeschneidert für alle Menschen unterwegs. Das Mobiltelefon – in Filmen wie „The Matrix“ ein Wunderding zur Kommunikation zwischen wenigen „Auserwählten“ – wurde rasant zum Markenzeichen technisch fortgeschrittener, reicher Gesellschaften. Endlich bekamen nun alle ihren Anteil am allgemeinen Wohlstand. Jede/r war mobil. Und reich.

Flüchtlinge mit Smartphones sind erfunden

„Ein Skandal!“ Bald nach Beginn der „Flüchtlingskrise“ kamen Bilder in Umlauf, die so gar nicht zu Menschen in der Krise passen wollten. Sie haben Staub und Schmutz und endlose Wege hinter sich gelassen und sitzen nun auf Parkbänken und tummeln sich auf Einkaufsstraßen. Doch ihre Hilfsbedürftigkeit ist zweifelhaft – denn sie besitzen Smartphones!

„Ein iPhone in einem Flüchtlingslager. Wie ist das denn hierher gekommen?“ Mitten im „Flüchtlingsdrama“ scheint es plötzlich der größte Skandal zu sein, wenn Menschen, die zur Flucht gezwungen wurden, Mobiltelefone und Laptops benutzen. Das können doch keine „echten“ Flüchtlinge sein! Wachsame MitbürgerInnen berichten, sie hätten Flüchtlinge in Handygeschäften gesehen, in denen teure Smartphones an diese gratis verteilt würden. Gerüchte kommen auf, dass die österreichische Regierung einen großen Mobilfunkanbieter angewiesen haben soll, Flüchtlinge gleich bei ihrer Ankunft mit neuen Telefonen auszustatten. Die Hilfsorganisation Caritas muss sich gegen die Anschuldigung wehren, sie habe Asylsuchenden Mobiltelefone und Datengutscheine geschenkt. „Luxus oder Notfall?“, fragt die deutsche Nachrichtenagentur reporter24 an der österreichischen Grenze. Ein „Schwarzafrikaner“ mit anonym verpixeltem Gesicht biegt um eine Ecke, wobei das Bild im Stil eines Verbrecherfotos auf das mit einem Kreis markierte Handy in seiner Hand fokussiert. Er ist mobil. Aber erfunden?

Das Smartphone – ein Zeichen von Zugehörigkeit oder Nichtzugehörigkeit?

Das Stereotyp vom angeblichen Gegensatz zwischen Technikaffinität und Migration zielt darauf ab, die Debatte über soziokulturelle Kernbegriffe wie Raum, Identität, Ökonomie, Ordnung und Wohnraumschaffung zu steuern. In diesem Diskurs wird das Mobiltelefon zu einem beinahe magischen Symbol für die angeblichen Unterschiede zwischen einheimischer und zuwandernder Bevölkerung. Diese Auffassung wurde indes von MedienwissenschaftlerInnen und der Technik-Community in Zweifel gezogen:

Smartphone und Raum

In der Debatte über Migration und Raumverteilung ist immer von „Einwanderung“ im Gegensatz zu „Integration“ die Rede. Damit wird deutlich, wie sehr sich die öffentliche Meinung in die Begriffe vom „Herkunfts-“ und vom „Zielland“ verstrickt hat. Während ArchitektInnen eine sehr materielle Vorstellung von Raum haben, fassen ihn SoziologInnen abstrakter, namentlich als Ergebnis gesellschaftlicher Normen und Umstände, die von kultureller Bedeutung durchdrungen und durch Gegenstände und Bauwerke vermittelt werden. Das Smartphone hingegen steht als globales Designprodukt dieser Trennung entgegen. Es kann daher auch nicht als Zeichen der Zugehörigkeit zu einem bestimmten Ort dienen.

Smartphone und Identität

Der Besitz eines bestimmten Gegenstands ist kein Unterscheidungsmerkmal zwischen BürgerInnen eines „Ziel-“ und eines „Herkunftslandes“. Diese Logik würde den derzeitigen Übergang zu temporären, global vernetzten Lebens- und Arbeitsgewohnheiten zugunsten „gewachsener“ konservativer Strukturen grob unterschätzen. Abgesehen von physischen Manifestationen wie Museen, Wohnhäusern, Plätzen oder Parks wird

Das Smartphone – ein Zeichen von Zugehörigkeit oder Nichtzugehörigkeit?

Smartphone und Raum.

Smartphone und Identität.

Smartphone und Ökonomie.



Bujalan Aswa, Alnaji Karar, Abdule Mohamed im Haus Pfeiffergasse

Smartphone und Ordnung.

Apps, um zu fliehen, Orte, um zu leben?

die Identität eines Orts vor allem durch dessen soziale Gegebenheiten bestimmt. Diese wiederum resultieren aus unzähligen und sich permanent verändernden Sitten und Konventionen sowie aus der Dynamik von Kapital und politischer Repräsentation. Im Prozess der Heimatwerdung wird die Migration – insbesondere in den deutschsprachigen Ländern – als neues und abstraktes Phänomen aufgefasst. Die Verwendung eines bestimmten technischen Geräts ist jedenfalls nicht hinreichend, um über Zugehörigkeit oder Nichtzugehörigkeit zu entscheiden.

Smartphone und Ökonomie

Armut ist per Definition ein gesellschaftliches Phänomen, das sich in schwerwiegender sozialer Benachteiligung in allen Bereichen des menschlichen Lebens äußert. Zuerst betrifft sie aber die Nichtbefriedigung von Grundbedürfnissen wie Kleidung, Nahrung, Wohnung und Gesundheit. Ein einzelnes Gerät kann, egal wie teuer es ist, niemanden von einem armen zu einem reichen Menschen machen.

Smartphone und Ordnung

Der Begriff des Flüchtlings impliziert, dass er oder sie vor Krieg und Chaos flüchtet. Im Rahmen dieser Konstruktion ist entscheidend, dass er oder sie nunmehr „stabilisiert“ wird. Schon 1952 bemerkte Frantz Fanon in „Schwarze Haut, weiße Masken“, seiner berühmten Studie zur Psychologie des Rassismus, dass der Flüchtling klischeehaft als Beobachtungs- und Beschreibungsobjekt „fixiert“ werde. Um Ordnung ins Chaos zu bringen, werden Flüchtlinge nicht nur von Polizei und Sicherheitsdiensten körperlich und als „Objekte“ festgehalten. Die dauernde Überwachung macht aus der illegalen eine sichtbare, abzählbare und kontrollierbare Migration. Die Tatsache, dass das Smartphone von Behörden wie von Flüchtlingen gleichermaßen benutzt wird, widerspricht daher der Auffassung, Ordnung und Struktur hätten nur eine Ursache.

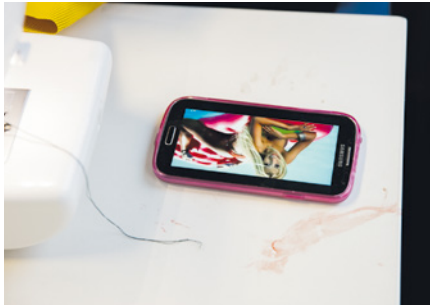
Apps, um zu fliehen, Orte, um zu leben?

2011 war das entscheidende Jahr für jene, die sich für den Zusammenhang zwischen Technologie und der Entwicklung von (städtischen) Gesellschaften interessieren. Als Technikkonzerne wie IBM, Cisco Systems und Siemens in Rio de Janeiro, im südkoreanischen Songdo oder in Masdar in den Vereinigten Arabischen Emiraten begannen, riesige „Smart Citys“ von oben her zu implementieren, um die konstante Landflucht in die Städte besser steuern und auszugleichen zu können, entstanden BürgerInnenproteste und zivilgesellschaftliche Initiativen wie der Arabische Frühling, Wikileaks, die „Bewegung 15. Mai“ in Spanien oder die Occupy-Bewegung in den USA, die zur Koordinierung ihrer Agenden für einen gesellschaftlichen und urbanen Wandel exakt dieselben Techniken einsetzten. Sie bestätigten damit William J. Mitchells Vorhersage, dass „die entstehenden zivilen und räumlichen Strukturen des digitalen Zeitalters nicht nur unseren Zugang zu Ressourcen und Verwaltungsdiensten, sondern auch Stil und Inhalt der öffentlichen Diskussion tiefgreifend verändern werden“. 2011 war auch das Jahr, in dem der Bürgerkrieg in Syrien begann.

Sowohl technikaffine als auch humanitär engagierte Menschen wussten also sehr genau über das Potenzial von Smartphones und sozialen Netzwerken Bescheid. Im Alltag wurde das Smartphone mit seinen Apps schnell zum wichtigsten Gerät, um Menschen auf der Flucht direkt zu erreichen. Verwaltungsstellen und Hilfsorganisationen, aber auch die (geheim operierende) Schlepperindustrie präsentierten sich jeweils als beste Informationsquelle, mithilfe derer man auf der Flucht Unterstützung organisieren konnte.

Das bestätigten auch Studien von Nicos Trimikliniotis, Dimitris Parasoglou und Vassilis Tsianos zur Verbreitung von Smartphones unter

syrischen Flüchtlingen in mehreren griechischen Städten. Sie fassten ihre Resultate folgendermaßen zusammen: „Wir haben praktisch keinen Migranten und keine Migrantin ohne Mobiltelefon getroffen, und zwar unabhängig von ihrer putativen Vermögenssituation.“ Diese Resultate passen auch zur Analyse der Verbreitung von Mobiltelefonen in Syrien vor dem Bürgerkrieg, wo laut „CIA World Factbook 2014“ 87 von einhundert Menschen ein solches besaßen. (Zum Vergleich: Laut einer Statistik der Weltbank besaßen 2014 73 Prozent der Pakistanis und 57 Prozent der AfghanInnen ein Mobiltelefon, während es in Österreich im selben Jahr 152 Mobiltelefonverträge pro hundert Menschen gab.)



Screensaver eines Smartphones im Haus Pfeiffergasse

Darüber hinaus hatten die internationalen Hilfsorganisationen bereits seit der Erdbebenkatastrophe von Haiti 2010 Erfahrung in der Zusammenarbeit mit der Technik-Community. Damals seien, so Patrick Meier von der Freiwilligenorganisation Standby Task Force, „ein paar Freiwillige im verschneiten Boston, die noch nie humanitär tätig gewesen waren und noch nie ihre Stadt verlassen hatten, trotz allem in der Lage gewesen, schneller [als die Behörden] auf die Notsituation zu reagieren“. Zunächst wollten die Behörden nicht mit solchen „Technikfreaks“ zusammenarbeiten. Dennoch hatten bis 2013 neunhundert Freiwillige der global vernetzten Standby Task Force in mehr als 26 humanitären Einsätzen Hilfe geleistet, und, so Meier, „sich wiederholt über mehrere Jahre als wertvolle PartnerInnen bewiesen und ihre Resultate, ob sie nun gut oder schlecht waren, publik gemacht“.

Es fanden ganze Hackathons – konkret die Refugee Hacks in Wien, Berlin und Amsterdam – zur Entwicklung von Apps statt, mit denen Flüchtlinge ihre Routen planen, Transportmittel und Schlafplätze finden oder Essen und medizinische Versorgung beschaffen konnten. Dieses Engagement ist Beweis genug, dass die technikaffine Gemeinschaft fähig ist, schnell auf Probleme in der realen Welt zu reagieren. Programmiert wurden Apps, die die vermuteten Bedürfnisse der mobilen Flüchtlinge auf der Reise befriedigen würden – nicht die der Angekommenen. Und doch waren die Flüchtlinge selbst, ähnlich wie in den Diskussionen in den Medien, nur selten Teil der Entwicklungsteams. Eine bemerkenswerte Ausnahme ist die App „Gherbtna“, die vom syrischen Flüchtling Mojahed Akil für Landsleute, die die Türkei zu ihrem temporären Exil erkoren haben, entwickelt wurde. Sie liefert Informationen über Aufenthaltsgesetze, hilft aber vor allem beim Zugang zum informellen Arbeits- und Wohnungsmarkt.

In Deutschland hingegen regelte man das „App-Problem“ behördlich. Mehrere offizielle Stellen kooperieren bei der Entwicklung einer landesweit verwendbaren App namens „Ankommen“. Wie der Name schon sagt, leitet diese App Flüchtlinge durch das Asylantragsverfahren und andere Registrierungs- und Beschwerdeformalitäten der deutschen Bürokratie. Auf lokaler Ebene wiederum gibt es Apps für städtische Belange oder sogar Wohnprojekte. In Dresden heißen diese z. B. „Afeefa“ und „Welcome to Dresden“, in Berlin „Info Compass Berlin“, dessen „Airbnb für Flüchtlinge“ mit dem Namen „Refugees Welcome“ zu den bekanntesten Apps zählt, während die Stadt Wien mit „Refugees Connect“ ein eigenes Produkt anbietet.

Apps für Flüchtlinge entstanden in so großer Geschwindigkeit und Vielfalt, dass es notwendig wurde, Informationen über sie außerhalb der App-Stores zu sammeln, z. B. auf <http://appsforrefugees.com>, wo 31 spezielle Apps nach sechs Kategorien aufgelistet werden. Im Bemühen, Flüchtlingen möglichst präzise Informationen zur Verfügung zu stellen, sahen sich die ProgrammiererInnen schnell mit denselben Problemen jeder App-Entwicklung konfrontiert – geht es doch nicht nur um Genauigkeit und Aktualität, sondern auch darum, möglichst viele Menschen zu erreichen. Auf den Smartphones von Flüchtlingen konkurrieren diese Apps mit den „normalen“ Informations- und Kommunikations-Apps wie Facebook, WhatsApp oder Google Maps um Speicherplatz. Sieht man sich die Downloadzahlen an, so haben jene Apps, die länderspezifische Informationen bieten, ihr Zielpublikum offenbar erreicht.

Die Zukunft gehört den „Digital Natives“, nicht den „Digital Naïves“

So wurde etwa „Gherbtina“ bis Ende 2015 auf 20.000 Smartphones geladen, „Ankommen“ weist Ende März 2016 im Google-Play-Store 100.000 Downloads auf, wenngleich nicht aufgeschlüsselt wird, wie viele davon von der einheimischen Bevölkerung getätigt wurden.

Die Zukunft gehört den „Digital Natives“, nicht den „Digital Naïves“

Indem Flüchtlinge Migration und Technik zu verbinden wissen, machen sie klar, dass sie „Digital Natives“ und keineswegs „Digital Naïves“ sind. Ebenso hat das Smartphone seinen Wert nicht nur für Flüchtlinge, sondern auch für Behörden und Helfende aus der Zivilgesellschaft bewiesen. Es ist ein verlässliches Hilfsmittel auf allen Flüchtlingsrouten und später für die Informationsverbreitung bei der Ankunft. Doch wird das Smartphone für die Stadtplanung und den Wohnbau in den Ankunftsstädten genauso wichtig sein?

Der Stadtsoziologe Richard Sennett meint, die größte Herausforderung an die heutige Zivilgesellschaft sei, wie Menschen unterschiedlicher ethnischer, religiöser und ökonomischer Zugehörigkeit zusammenleben können: „[I]m Gegensatz zu einer kranken Stadt kann eine gesunde Stadt Klassen-, Herkunfts- und Lebensstilunterschiede assimilieren und produktiv machen; die kranke Stadt hingegen isoliert und segregiert nach diesen Unterschieden und schafft es dadurch nicht, aus der Vielfalt der Menschen Kraft zu schöpfen.“ Was das Planen für eine diversifizierte und digital vernetzte Stadtbevölkerung betrifft, so wird der Unterschied zwischen Real- und Datenraum zusehends unwichtiger. Das Smartphone und die Informationen, zu denen es Zugang verschafft, reichen bereits, um traditionelle Planungsannahmen zu hinterfragen und neue Raumpläne in Erwägung zu ziehen.

In den letzten zwanzig Jahren haben ArchitektInnen die vielen digitalen Hilfsmittel und Programm-Packages rasch angenommen, mit denen sie interaktiv planen und zuvor undenkbare Räume gestalten können. Auch StädteplanerInnen profitieren von den neuen Tools, die gerade zur anonymen Analyse von Mobilfunk- und Soziale-Netzwerke-Daten entstehen. Diese Tools können dazu dienen, die Nutzung städtischer Infrastrukturen und öffentlicher Räume durch verschiedene Bevölkerungsgruppen besser zu begreifen. Und zu diesen Gruppen gehören nicht nur die Ansässigen, sondern eben auch Neuankömmlinge oder kurzfristige BesucherInnen wie z. B. TouristInnen. Daten über das jeweilige Smartphone-Modell, die Altersgruppe oder das Betriebssystem sagen viel über den sozioökonomischen Status der NutzerInnen, der Staatencode (oder die IP-Adressenortung) und die Häufigkeit von Auslandstelefonaten über die ethnische Zusammensetzung von Stadtbezirken aus. Die Analyse der GPS-Daten, wo sich Menschen mit ihren Mobiltelefonen aufhalten, ermöglicht WissenschaftlerInnen wie Eric Fischer wiederum, reichere und ärmere bzw. durchmischte und monokulturelle Gegenden zu identifizieren und damit die zeitliche Dynamik des sozialen Gefüges nachzuvollziehen. StädteplanerInnen können diese Informationen nutzen, um ethnisch uniforme oder diversifizierte Viertel zu schaffen. Sie können ein „Little Syria“ planen, ähnlich einem „Chinatown“ oder einem „Little Italy“, wie es sie heute in vielen nordamerikanischen Stadtzentren gibt, zugleich aber die negativen Auswirkungen ethnischer Segregation wie in den Pariser Banlieus vermeiden. Darüber hinaus können städtische Dienstleistungen wie der öffentliche Verkehr, die Müllabfuhr und die Energieversorgung effizient und schnell an die sozialen Veränderungen angepasst werden.

Gleichfalls ist die emotionale Landschaft einer Stadt – also wie die verschiedenen Stadtteile von den EinwohnerInnen empfunden werden – entscheidend für die Lebensqualität. Über diverse Apps und ihre Metadaten enthüllen die Menschen ihre Gefühle und ermöglichen damit, einen psychologischen Stadtplan ermitteln. Sarah Williams hat dies am Beispiel New York demonstriert: Mit Daten von Foursquare und Facebook visualisierte

sie die Gefühle, die die New YorkerInnen mit den verschiedenen Gegenden der Stadt assoziieren, wobei spezifische Emotionen wie „Heatapocalypse“, „Heaven on Hudson“ oder „Where Dreams Die“ (übrigens unmittelbar nördlich der Grand Central Station) zum Ausdruck kamen. Dem Einwurf, dass nur bestimmte Bevölkerungsgruppen in ihren Karten erfasst würden, entgegnete Williams: „Unsere Ergebnisse belegen, dass alle Einkommensklassen in New York soziale Medien nutzen, um Informationen über die von ihnen aufgesuchten Orte weiterzugeben, und dass sie, wenn sie dies tun, etwas über die Ökonomie und die Emotionen der Stadt selbst aussagen.“

„Place Pulse“ vom MIT Media Lab wiederum ist ein Projekt, das von den Menschen aufgenommene Fotos als Daten auswertet. Aus den Fotos wird auf deren Wahrnehmung geschlossen und so die subjektive Sicherheit, die Lebensqualität oder der ökonomische Status der gegebenen Stadt quantifiziert. Legt man diese emotionalen Karten über Karten mit anderen stadtbezogenen Daten, z. B. Kriminalitäts- oder Gesundheitsinformationen, sieht man, dass die Menschen – und zwar unabhängig von ihrer ethnischen, kulturellen, nationalen und altersmäßigen Zugehörigkeit – fähig sind, die Qualität einer Gegend allein aus Streetview-Fotos korrekt zu bewerten.

Im kleineren Maßstab, etwa bei der Adaptierung von Gebäuden als Erstunterkünfte oder bei der Planung neuer Wohnungen für diverse MigrantInnengruppen, müssen sich ArchitektInnen noch nicht mit DatenwissenschaftlerInnen zusammentun. Foto-Apps reichen, um Struktur, Bedeutung und Wert eines Ortes einschätzen zu können. Man muss sich nur die Zeit nehmen, die Bilder zu sichten, die die meisten Flüchtlinge auf ihren Smartphones bei sich tragen. So kann das genaue Studium der Fotos eine große Hilfe sein, die architektonischen und städtischen Merkmale der früheren Heimat der geflüchteten Menschen zu verstehen. In diesen Bildern schlummern Informationen über die bisherige Wohnsituation, Funktion und Nutzung privater und öffentlicher Räume, die Raumordnung, die ihre kulturelle Identität abbildet (etwa Innenhöfe und Gärten ihrer Privathäuser), über Baumaterialien und Farbpräferenzen oder Form und Proportionen von Alltagsgegenständen und welche emotionalen Sicherheits-, Gemeinschafts- und Heimatqualitäten sie mit diesen Merkmalen verbinden.

In ihrer täglichen Arbeit mit Flüchtlingen zur Schaffung von „Orten für Menschen“ begriffen die ArchitektInnen schnell, wie wichtig Smartphones für die Flucht und die Suche nach einer neuen Wohnmöglichkeit sind. Also bezogen sie diese je nach Art ihres Projekts auf verschiedene Weise in die Planungen ein. Caramel Architekten konzentrierten sich auf den materiellen Bereich und schufen flexible Privaträume, in denen die Flüchtlinge Kopfhörer und Steckdosen vorfinden. Die Verbindung zum digitalen Netz, das die Zukunft der Flüchtlinge mit ihrer Vergangenheit verbindet, reißt dadurch niemals ab. EOOS wiederum nutzten die Möglichkeit, mit Smartphones Gemeinschaften aufzubauen. Sie stellten Apps zur Verfügung, mit denen die Flüchtlinge ihre Talente und ihr Wissen anbieten können, um anderen Flüchtlingen oder Anrainern zu helfen und umgekehrt Hilfe in anderen Bereichen zu erhalten.

Literatur:

- City of Bits, William J. Mitchell, The MIT Press, 1995
- The Rise of the Network Society, Manuel Castells, Wiley Blackwell, 1996
- Black Skin, White Masks, Franz Fanon, Pluto Classics, 1952
- Together: The Rituals, Pleasures, and Politics of Cooperation, Richard Sennett, Yale University Press, 2012
- Inscribing a Square - Urban Data as Public Space, Dietmar Offenhuber, Katja Schechtner (Eds.), Springer, 2012
- Digital Migration, Friesinger, Schoßböck, Ballhausen, (Eds.), monochrom, 2016
- Civicdatadesignlab.org, Sarah Williams

Die Lösungen der österreichischen Architektur- und Designszene für die Anforderungen von Behörden, TechnikerInnen und Hilfsorganisationen sowie für die Anwendung mobiler Technologien zur Schaffung von Ordnung, Struktur und sozioökonomischem Kontext und letztlich auch neuer Unterkünfte sind innovativ. Zugleich sind sie, wie einer der Architekten selbst meinte, selbstverständlich, nämlich die Schaffung von Orten für Menschen mit Smartphones.

Fluchtraum Österreich



Photo: Johannes Puchleitner

Gaststube einer Asylunterkunft in der Steiermark fotografiert während der Fluchtraum Österreich Exkursion, April 2016

Von der Gastfreundschaft touristischer Beherbergungsbetriebe gegenüber Asylsuchenden

Text: Nina Valerie Kolowratnik und Johannes Pointl

Die Idee der Unterbringung von Menschen auf der Flucht in touristischen Beherbergungsbetrieben erscheint auf den ersten Blick einleuchtend. In Österreich ist diese Form der Unterbringung von Asylsuchenden nichts Neues, sie verfügt über eine sechzigjährige Geschichte und ist Symbol einer nationalen Asylpolitik, die Räume der Flucht als kurzzeitig auftretende Phänomene behandelt. Dem scheinbar nahtlosen Übergang von vormaligen Tourismusarchitekturen zu Räumen der Flucht steht die Überlappung zweier radikal unterschiedlicher Konzepte gegenüber – der Flucht der freiwilligen TouristInnen vor dem Alltag und der Suche der zur Flucht gezwungenen MigrantInnen nach einem Alltag.

Inwieweit nutzt das Tourismusland Österreich den Grundsatz der Gastfreundschaft, „Gast ist gleich Gast“, für seine Asylpolitik, und warum wird es dringend notwendig, diese zwei Gästegruppen als eigenständig zu betrachten, ihre unterschiedlichen (Wohn-) Bedürfnisse zu verstehen und anzuerkennen, jedoch dabei beiden

das gleiche Maß an Gastfreundschaft zukommen zu lassen?

Seit dem Ungarischen Volksaufstand von 1956 und den damit verbundenen Fluchtbewegungen von etwa 170.000 UngarInnen nach Österreich wurden bis zum heutigen Tag phasenweise bis zu 95 Prozent der AsylwerberInnen in Beherbergungsbetrieben unterschiedlicher Größe und Typologie versorgt. Diese Beständigkeit in der Wahl von touristischen Beherbergungsbetrieben als Orten der Zuflucht basiert laut dem Politikwissenschaftler Raimund Pehm¹ auf einem Überangebot von niedrig oder nicht klassifizierten Betrieben in Österreich sowie auf dem strategischen Vorteil der kleinteilig strukturierten Tourismuslandschaft für das Asylwesen.



Photo: Johannes Puchleitner

Ehemalige Tourismusunterkunft in der Steiermark die derzeit AsylwerberInnen beherbergt fotografiert während der Fluchtraum Österreich Exkursion, April 2016

Mit den aktuellen Herausforderungen der Fluchtmigration aus Krisenherden im Nahen und mittleren Osten sowie im subsaharischen Raum und rund 90.000 Asylanträgen im Jahr 2015² haben vor allem in den infrastrukturschwachen Regionen Österreichs vielerorts AsylwerberInnen-Gäste die touristischen Gäste abgelöst. Durch die von der Geografie bestimmte Kleinteiligkeit der österreichischen Tourismuswirtschaft wird gewährleistet, dass AsylwerberInnen im gesamten Bundesgebiet verstreut und großteils in Einheiten für zwanzig bis achtzig Personen untergebracht werden. Obwohl die Unterbringung in Betrieben mit geringer Bettenkapazität durchaus positiv zu bewerten ist, führen die oft entlegenen Standorte von Fremdenpensionen, Landgasthöfen, Motels und Feriendörfern zu einer vermehrten Isolierung der Asylsuchenden, zu eingeschränkten Möglichkeiten des Aufbaus von sozialen Netzwerken, politischer Handlungsfähigkeit und der aktiven Teilhabe an der Gesellschaft. Sozialpädagogin Vicki Täubig spricht in ihrem Buch „Totale Institution Asyl“³ von einer organisierten Desintegration im Asylwesen, in der Unterkünfte ihre BewohnerInnen schützen bzw. (freiwillig oder unfreiwillig) von der Umgebung abschirmen und dadurch aus der Gesellschaft ausgrenzen.

Unter den insgesamt etwa siebenhundert Einrichtungen für AsylwerberInnen in den neun österreichischen Bundesländern kommt es durchwegs auch zu temporären Umnutzungen, bei denen „Gastfreundschaft“ je nach Auslastung entweder Flüchtlingen oder TouristInnen angeboten wird. Diese Flexibilität in der Unterbringung ist möglich, da die laut den Bestimmungen der Bundesländer notwendige Ausstattung zur Beherbergung von Asylsuchenden in vielen Fällen bereits vorhanden ist, die Betriebe ohne größere Umbaumaßnahmen bezugsfertig sind, die Bundesländer – ähnlich großen Reiseunternehmen – einen Vertrag mit voller Auslastung bieten und durch das Heranziehen von GastwirtInnen die Fremdenkontrolle an eine Branche delegiert wird, die bereits an die österreichischen Meldeformalitäten gewöhnt ist.

Als Gastfreundschaft wird die Sympathie der GastgeberInnen gegenüber den Gästen, gleich welcher Herkunft sie sind oder aus welchem Grund sie die Gastfreundschaft in Anspruch nehmen, und die damit verbundene Unterbringung und Bewirtung verstanden.

Die Frage, inwiefern sich die Tätigkeit der GastwirtInnen mit der Aufnahme von AsylwerberInnen verändert hat, beantwortete der Großteil der befragten BetreiberInnen⁴ zunächst recht bestimmt mit: „Bei mir sind alle Gäste gleich. Ich mache keinen Unterschied zwischen AsylwerberIn oder TouristIn.“ Im Verlauf des Gesprächs kamen GastwirtInnen wie

1 Raimund Pehm, „Die Flüchtlingspension: Eine österreichische Besonderheit im Wandel“, Vortrag im Rahmen des Symposiums „Ist Gast gleich Gast? Asylsuchende in österreichischen Tourismusarchitekturen“ am 7. April 2016, Architektur Haus Kärnten, Klagenfurt.

2 Vorläufige Asylstatistik, Dezember 2015, Republik Österreich, Bundesministerium für Inneres, Sektion III-Recht, http://www.bmi.gv.at/cms/BMI_Asylwesen/statistik/files/Asylstatistik_Dezember_2015.pdf (zuletzt besucht am 25.4.2016).

3 Vicki Täubig, „Totale Institution Asyl. Empirische Befunde zu alltäglichen Lebensführungen in der organisierten Desintegration“, Weinheim/München 2009.

4 Rechercheisen zu AsylwerberInnenunterkünften in Österreich im Rahmen der Lehrveranstaltung „Fluchtraum Österreich“, 7. bis 12. April 2015 und 8. bis 13. April 2016.

Obwohl die Unterbringung in Betrieben mit geringer Bettenkapazität durchaus positiv zu bewerten ist, führen die oft entlegenen Standorte von Fremdenpensionen, Landgasthöfen, Motels und Feriendörfern zu einer vermehrten Isolierung der Asylsuchenden, zu eingeschränkten Möglichkeiten des Aufbaus von sozialen Netzwerken, politischer Handlungsfähigkeit und der aktiven Teilhabe an der Gesellschaft.

beispielsweise Elisabeth Steiner, die Betreiberin der Asylunterkunft Gasthof Bärenwirt in Weitensfeld in Kärnten, jedoch darauf zu sprechen, dass Ihnen neue Rollen zugeteilt werden: „Wir werden einfach dort hineingeworfen. Niemand von uns hat auch nur irgendeine Ahnung davon, was uns tatsächlich erwartet. Und wir müssen wirklich alles sein. Wir sind nicht nur GastwirtIn, QuartiergeberIn, PensionsinhaberIn; wir sind auch Eltern, wir sind PsychologIn, wir sind SozialarbeiterIn, wir sind Brüder und Schwestern.“

Für die Transformation von einem touristischen Betrieb zu einer AsylwerberInnenunterkunft müssen WirtInnen in Österreich keine besondere Ausbildung im Umgang mit Asylsuchenden und deren Bedürfnissen nachweisen und kein ausgebildetes Fachpersonal anstellen. Die Betreuung von AsylwerberInnen in der Grundversorgung erfolgt entweder durch das Flüchtlingsreferat des jeweiligen Bundeslandes selbst oder durch die von den Bundesländern beauftragten humanitären, kirchlichen oder privaten Organisationen. Da sich diese Betreuung jedoch auf Besuche einmal in der Woche oder gar nur alle zwei Wochen pro Unterkunft beschränkt und in manchen Bundesländern auf eine/n BetreuerIn bis zu zweihundert AsylwerberInnen fallen, sind es doch die QuartierbetreiberInnen, die sowohl zu täglichen Ansprechpersonen für Geflüchtete werden als auch das Zusammenleben verschiedener Individuen und kultureller Gruppen organisieren.

Die WirtInnen, die AsylwerberInnen aufnehmen, finden sich somit zumeist in einer Doppelrolle wieder. In dieser sind sie als UnterkunftsgeberInnen für den Betrieb der Quartiere verantwortlich und werden zugleich zu BetreuerInnen von schutzbedürftigen Personen mit besonderen (Wohn-)Bedürfnissen, die sich zumeist nach traumatisierenden Erlebnissen im Fluchtkontext oder in fremdem Lebensumfeld einstellen.

Zu den multiplen Rollen, die QuartiergeberInnen ausfüllen müssen, kommt noch hinzu, dass Mindeststandards für die Unterbringung von AsylwerberInnen nicht gesetzlich vorgeschrieben sind und sich sowohl Bundesländer als auch BetreiberInnen nur an sehr vage definierten Richtlinien orientieren können. Auf gesetzlicher Ebene werden Unterkünfte sowohl in EU-Richtlinien⁵ als auch im österreichischen Grundversorgungsgesetz⁶ und in den Landesgesetzen der einzelnen Bundesländer lediglich durch die Festlegung auf die „Unterbringung in geeigneten Unterkünften unter Achtung der Menschenwürde“ beschrieben. Die von den FlüchtlingsreferentInnen der Bundesländer ausgearbeiteten „Mindeststandards betreffend die Unterbringung in der Grundversorgung in Österreich“⁷ sind rechtlich nicht bindend und listen neben der maximalen Belegungszahl von höchstens fünf Personen pro Zimmer und Angaben über die Mindestfläche für eine Person (acht Quadratmeter, für jede weitere Person in einem Zimmer vier Quadratmeter) nur Details über die Anzahl der gemeinschaftlich genutzten Sanitäreinrichtungen in Abhängigkeit von der Belegung (maximal zehn Personen teilen sich ein WC, einen Waschtisch und eine Dusche) auf. Des Weiteren wird definiert, dass die Mindestausstattung der Wohneinheiten eine Garderobe und einen Tisch sowie jeweils pro Person ein Bett mit Polster, Decke, Bettwäsche, einen Sessel und einen einteiligen Kasten beinhaltet. Darüber hinaus existieren wenige konkrete Angaben in diesen ohnehin unverbindlichen Vorgaben, die über die elementaren Anforderungen an die Benutzbarkeit der Räumlichkeiten hinausgehen.

Die systematische Abschiebung der Verantwortung des Staates auf die Länder und auf private Personen wird in den unzureichenden Kontrollen der Mindestanforderungen für AsylwerberInnenquartiere sichtbar. Da die

 5 Richtlinien 2001/55/EG und 2003/9/EG des Rates der Europäischen Union sowie 2013/33/EU des Europäischen Parlaments und des Rates der Europäischen Union.
 6 Grundversorgungsgesetz – Bund 2005 (BGBl. Nr. I 100/2005 idF BGBl. I Nr. 122/2009) und Grundversorgungsvereinbarung (GVV) zwischen dem Bund und den Bundesländern gem. Art. 15a B-VG (BGBl. Nr. I 80/2004).
 7 „Mindeststandards betreffend die Unterbringung in der Grundversorgung in Österreich“; www.burgenland.at/fileadmin/user_upload/Bilder/Land_und_Politik/Wohnraumspende/Mindeststandards.pdf (zuletzt besucht am 25.4.2016).

überwiegende Mehrheit der AsylwerberInnenunterkünfte in Bestandsgebäuden mit einer meist touristischen Vornutzung realisiert wird, kann von den Mindeststandards im Hinblick auf örtliche und finanzielle Verhältnisse in Einzelfällen abgewichen werden. Ein weiterer Grund, Teile dieser Vorgaben nicht umzusetzen, ist das Auftreten von Massenfluchtbewegungen. In diesem Zusammenhang kritisiert Anny Knapp von der Asylkoordination Österreich die aktuell auftretende „Untergrabung von Mindeststandards“⁸, die mit der momentan hohen Anzahl von Asylanträgen gerechtfertigt wird. So bleibt es meist den WirtInnen selbst überlassen, inwiefern sie auf die Bedürfnisse ihrer Gäste eingehen und wie weitreichend sie die Vorgaben ihres Vertragspartners, des jeweiligen Bundeslandes, umsetzen.

Völlig ausgeklammert sind in diesen Vorgaben jedoch die besonderen Bedürfnisse von Menschen auf der Flucht sowie der Begriff des Wohnens. Letzteres ist umso erstaunlicher, da sich die aktuelle Dauer des Asylverfahrens in Österreich über mehrere Monate und in Extremfällen über mehrere Jahre erstreckt.

Weder Basiselemente des Wohnens noch besondere Wohnbedürfnisse von geflüchteten Personen mit unterschiedlichem kulturellem Hintergrund werden in den Mindeststandards angeführt. Obwohl das Bedürfnis nach Schutz im Moment der Flucht und nach unmittelbarem Erreichen des Asyllandes überwiegt, tritt das Bedürfnis nach einem Alltag, nach Wohnen, danach, sich einem Raum zugehörig zu fühlen, meist nach dem Bezug der Unterkunft in den Vordergrund.⁹

Zu den Mindestanforderungen, die ein Gefühl des Wohnens möglich machen, zählen die Möglichkeit der Selbstbestimmung der Lebensführung und des Lebensraums – im Besonderen der Zeitpunkt und die Dauer des Aufenthalts an einem Ort sowie die Möglichkeit, selbst zu bestimmen, wie man sich seinen Lebensraum aneignet und sich darin individuell und kulturell ausdrückt. Durch die Zuweisung des Bundeslandes, der Unterkunft und des Bewegungsradius in der Grundversorgung ist es Asylsuchenden nicht möglich, über den Ort ihres Aufenthalts im Asylverfahren mitzuentcheiden. Auch die Länge des Aufenthalts ist durch die unterschiedlich lange Bearbeitungsdauer der Anträge nicht absehbar, was AsylwerberInnen in einen permanenten Wartezustand versetzt. Fällt der Antrag jedoch positiv aus, sind sie gezwungen, die zugewiesene Unterkunft nach spätestens vier Monaten zu verlassen. In den Unterkünften selbst wird von den QuartiergeberInnen vorgeschrieben, welche Räume wann und zu welchem Zweck genutzt werden können. Das eigene Zimmer in der Unterkunft muss oft mit bis zu fünf Personen geteilt werden, und die „individuelle Gestaltung der Zimmer muss zwischen den BewohnerInnen und dem/der QuartiergeberIn abgestimmt werden“¹⁰.

Wohnen bedeutet weiters, einen privaten Rückzugsraum zu haben. Aufgrund der Mehrbettbelegung der Zimmer ist der persönliche Raum in AsylwerberInnenunterkünften meist sehr stark eingeschränkt. In vielen Fällen wird den BewohnerInnen die Möglichkeit genommen, Privatraum für sich selbst zu schaffen, und die einzigen verbleibenden Orte des Rückzugs sind private Gegenstände unter dem Bett oder in Kästen. Überraschkontrollen der Zimmer durch die BetreiberInnen sowie das häufige Fehlen von Zimmerschlüsseln sorgen dafür, dass selbst die kleinste dem Flüchtling zugeteilte Einheit immer einsehbar ist.

Da es meist an angemessenen Gemeinschaftsräumen fehlt oder auch ein

8 Anny Knapp, „Richtlinien und Standards in der Versorgung von Asylsuchenden in Österreich“, Vortrag im Rahmen des Symposiums „Ist Gast gleich Gast? Asylsuchende in österreichischen Tourismusarchitekturen“ am 7. April 2016, Architektur Haus Kärnten, Klagenfurt.

9 Lea Soltau, „Grenzen des Wohnens“, in: Nina Kolowratnik/Johannes Pointl (Hg.), „Fluchtraum Österreich“, Sonderausgabe von „asyl aktuell“, Heft 2, 2015.

10 „Mindeststandards betreffend die Unterbringung in der Grundversorgung in Österreich“, 2. LandesflüchtlingsreferentInnenkonferenz 2014.

Das Konzept der uneingeschränkten Gastfreundschaft, in dem, wie der Philosoph Jacques Derrida beschreibt, der Gast ohne Zwang, in der Sprache des Gastgebenden zu agieren, aufgenommen wird, weicht in AsylwerberInnenunterkünften somit einer stark reglementierten Gastfreundschaft, die Möglichkeiten der Raumnutzung und der Bewegungsfreiheit vorschreibt und klare Regeln und Hierarchien festlegt.

möglichst individuell gestaltbares Wohnen bevorzugt wird, überlagern sich viele Wohnfunktionen auf engstem Raum in den Zimmern. Schlafen, Essen, Lernen, Fernsehen finden meistens am selben Ort, im eigenen Bett, statt, was einerseits Konfliktpunkte mit MitbewohnerInnen liefert, andererseits den bereits eingeschränkten Bewegungsradius der AsylwerberInnen weiter reduziert. In Gesprächen wurde jedoch auch deutlich, dass für Asylsuchende der eigene Raum je kleiner, umso wichtiger ist und umso klarer gegenüber MitbewohnerInnen u. a. abgegrenzt wird.

Ob die in Asylunterkünften zur Verfügung gestellten Räume nicht nur der physischen, sondern auch der psychischen Zuflucht dienen und eine Umgebung anbieten, mit der Geflüchtete sich identifizieren können und die ihre Identität bewahrt, ist zu oft dem Willen der BetreiberInnen überlassen. Für viele QuartiergeberInnen scheint der einzig denkbare Umgang mit dieser Situation eine vermehrte Reglementierung zu sein. Das Konzept der uneingeschränkten Gastfreundschaft, in dem, wie der Philosoph Jacques Derrida beschreibt,¹¹ der Gast ohne Zwang, in der Sprache des Gastgebenden zu agieren, aufgenommen wird, weicht in AsylwerberInnenunterkünften somit einer stark reglementierten Gastfreundschaft, die Möglichkeiten der Raumnutzung und der Bewegungsfreiheit vorschreibt und klare Regeln und Hierarchien festlegt.

Touristische Gastbetriebe wurden meist nicht für ein dauerhaftes Wohnen geplant, sondern für Gäste mit kurzer Verweildauer gestaltet. Für die neuen AsylwerberInnen-Gäste bedeutet dies, ihr vorübergehendes Zuhause in einem Raum der permanenten Mobilität finden zu müssen. Raimund Pehm spricht in diesem Zusammenhang von einer „gebauten Migrationspolitik“, in der die Unterbringung von Asylsuchenden in Tourismusinfrastrukturen die Handlungsweisen der zuständigen politischen Instanzen widerspiegelt und die andauernde Mobilität und Unsicherheit für Menschen auf der Flucht an ihrem Zielort weiterführt, anstatt ihnen durch langfristige Planungen den nötigen Schutzraum zu bieten.¹²

Anders als der Tourismusindustrie oder dem öffentlichen Gesundheitssystem fehlt dem Asylsystem in Österreich die langfristige Planung von notwendiger Infrastruktur für AsylwerberInnen. Die scheinbare Temporalität der Flucht, die durch den wiederkehrenden institutionellen Ausnahmezustand von sowohl europäischer als auch österreichischer Asylpolitik aufrechterhalten wird, lässt keine strategische Herangehensweise zu und wird dadurch bis dato in einem größeren Rahmen vom Architekturdiskurs ferngehalten. Migrationsbewegungen stellen jedoch im gegenwärtigen geopolitischen Geschehen einen permanenten Zustand dar. Aufnahmeländer müssen deshalb beginnen, mit langfristigen räumlichen Lösungen zu arbeiten, anstatt sich unter dem Deckmantel der Temporalität räumlicher Ad-hoc-Lösungen wie beispielsweise Zelten, Containern oder Umnutzungen von Lagerhallen zu bedienen. Seit dem Sommer 2015 hat die ArchitektInnenschaft in Österreich und anderen europäischen Ländern eine Vielzahl von Initiativen gestartet, die sich mit Fluchtmigration beschäftigen. Die Rolle der ArchitektInnen ist derzeit jedoch, gleich ob im universitären oder im praktischen Umfeld, großteils von Passivität geprägt und meist auf die bloße Ausführung beschränkt. Architektonische Entwürfe, die lokal die Situation von einigen wenigen AsylwerberInnen verbessern, sind in ihrer guten Absicht durchaus zu würdigen, sie zeigen jedoch auch, wie sich ArchitektInnen durch die bloße Adaptierung von beschlossenen Endprodukten zu KomplizInnen eines Systems machen, das unter dem Deckmantel des nationalen Notstands grundlegende Bedürfnisse des Wohnens, die Möglichkeit einer Selbstbestimmung der Lebensführung sowie die Wahrung der Privatsphäre und der Identität missachtet.

Die Werkzeuge der ArchitektInnen können jedoch bedeutend mehr:

¹¹ Jacques Derrida, „Von der Gastfreundschaft“, Wien 2015.

¹² Wie Anm. 1.

Durch ihr Wissen über räumliche, soziale und wirtschaftliche Zusammenhänge können Architekturschaffende auf unterschiedlichen Ebenen und Maßstäben das Asylsystem in Österreich mitgestalten. „Fluchtraum Österreich“¹³ ist ein Projekt, das die Auswirkungen räumlichen Handelns und Planens – oder dessen Abwesenheit – aufzeigt und sich für ein proaktives Eintreten der Architektur in den Asyldiskurs ausspricht. Die kritischen Kartografien, die im Jahr 2015 im Rahmen einer Lehrveranstaltung an der Technischen Universität Wien¹⁴ entstanden sind, beschäftigen sich mit den unterschiedlichen Formen von Räumen der Ein- und Ausgrenzung, mit denen Asylsuchende nach dem Ende ihres Fluchtwegs an ihrem Ankunftsort in Österreich erneut konfrontiert werden. Das Mapping „Wohnbiografie – Wohnsituationen auf der Flucht von Ramallah nach Wien“ von Lea Soltau (Abb. 1) zeigt die räumliche Umgebung, die mitgebrachte Dingwelt, die tägliche Routine, Bewegungsabläufe und die Benützung von Gemeinschaftsräumen von Frau H. und ihrer Tochter in fünf österreichischen AsylwerberInnenunterkünften über einen Zeitraum von drei Jahren.

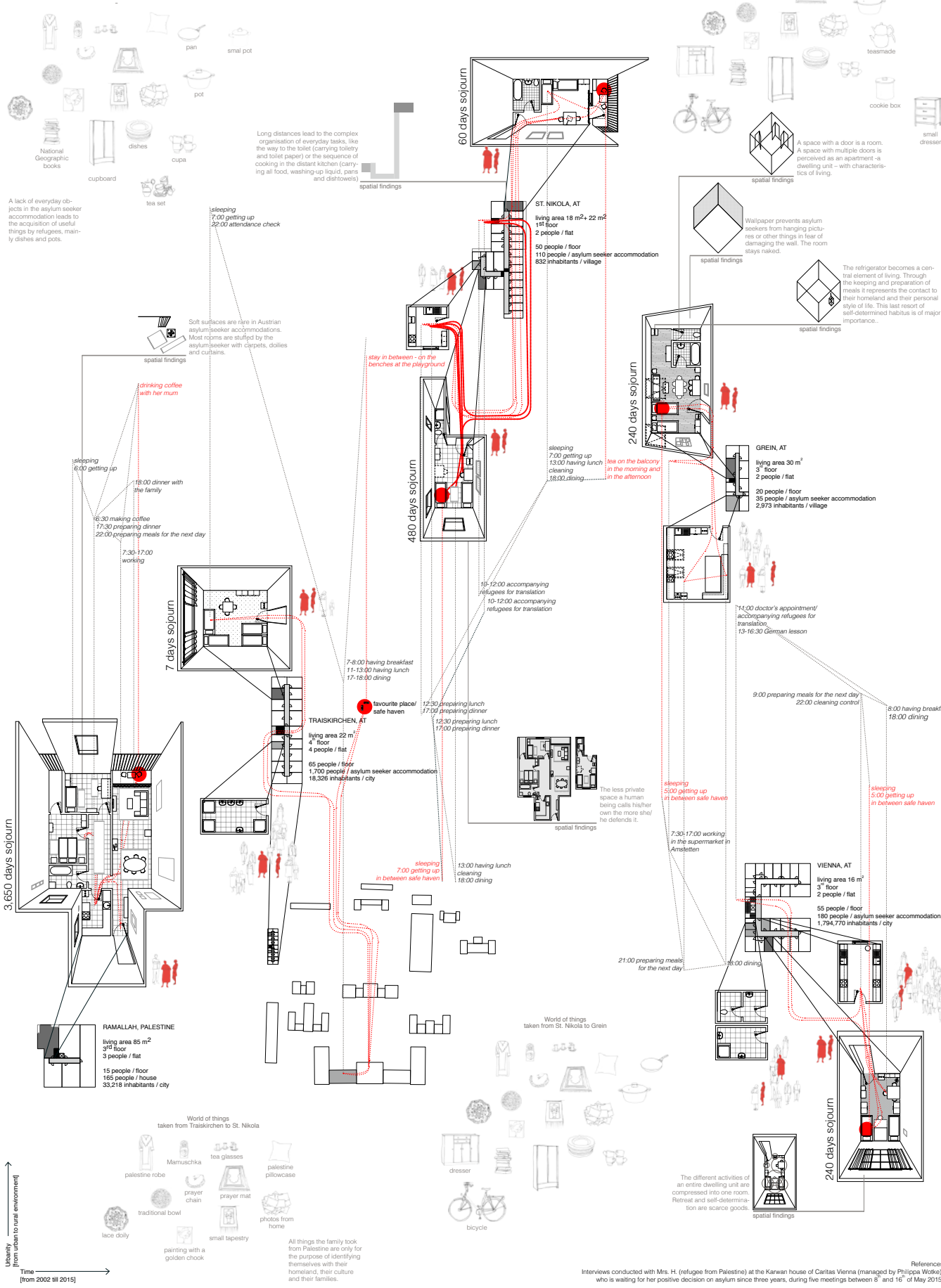
Der Fokus des diesjährigen Entwurfskurses „Fluchtraum Österreich“ liegt auf der Unterbringung von Flüchtenden in österreichischen Gasthaus- und Hotelbetrieben und der konfliktvollen Beziehung zwischen Gast und GastgeberIn in derartigen Unterkünften. Untersucht wird, wie und unter welchen Voraussetzungen ein Wohnen in AsylwerberInnenunterkünften möglich wird und wie Quartiere zu Möglichkeitsräumen für soziales und politisches Handeln werden können. Am Ende soll ein Qualitätskatalog erstellt werden, der räumliche Leitlinien für ein Wohnen auf der Flucht in bestehenden Beherbergungsbetrieben entwirft und alternative Unterbringungsszenarien denkbar macht. Der Katalog soll sowohl AsylunterkunftsbetreiberInnen und Flüchtlingshilfsorganisationen als auch politischen EntscheidungsträgerInnen als Leitfaden für die Etablierung von Wohnstandards in AsylwerberInnenquartieren dienen. Diese Publikation soll Handlungsgrundlage für möglichst viele AkteurInnen im Asylwesen werden und somit einen Anstoß für ein Neudenken des Systems der Unterbringung von Flüchtenden in Tourismusarchitekturen geben.¹⁵

13 „Fluchtraum Österreich“ wurde 2014 von Nina Valerie Kolowratnik und Johannes Pointl als Langzeitrechercheprojekt über Migration und Warteräume gegründet und ist Teil der Initiative „Echoing Borders“ die von Nora Akawi und Nina Valerie Kolowratnik an der Columbia University in New York geleitet wird.

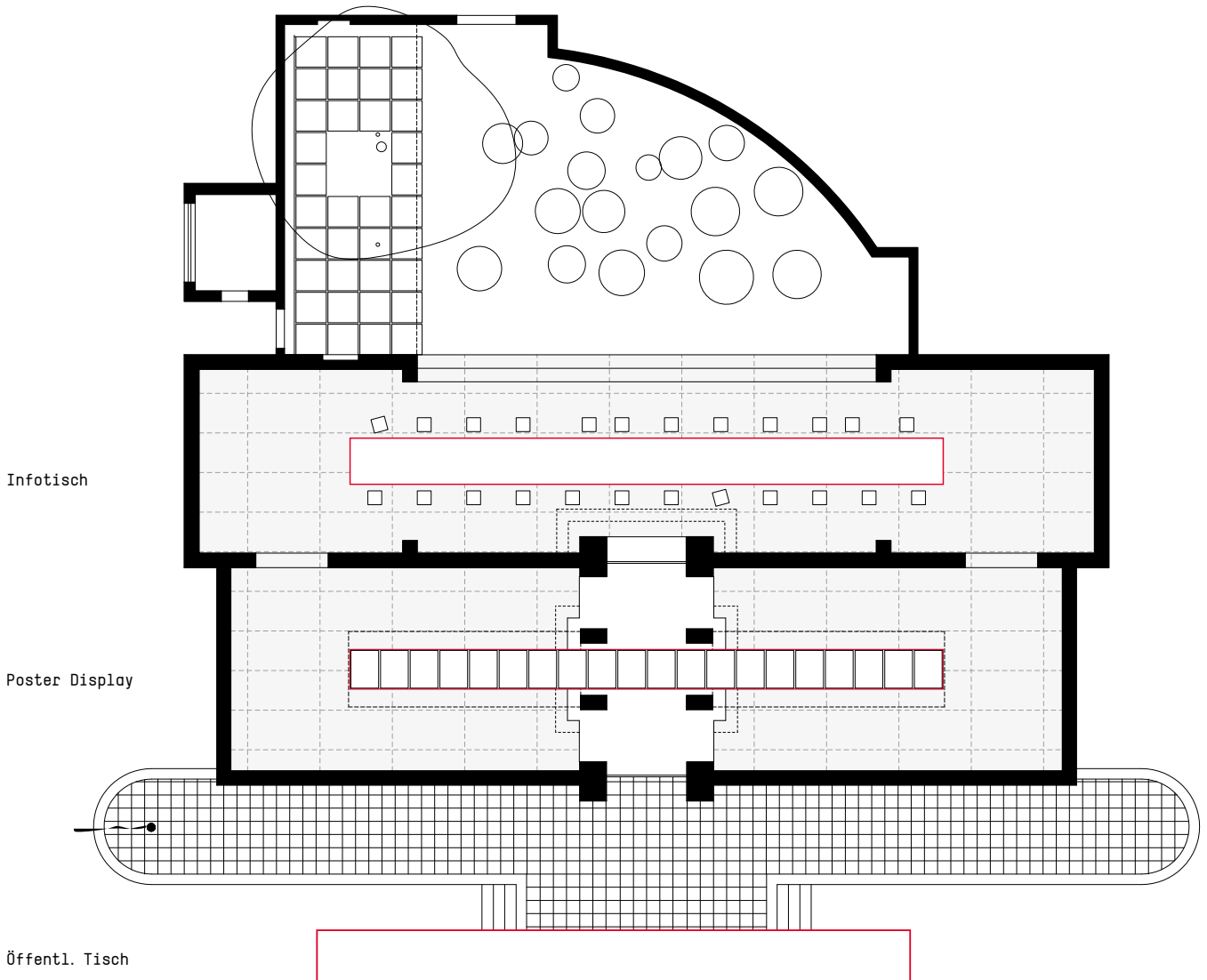
14 Die Ergebnisse der Lehrveranstaltung im Sommersemester 2015 wurden als Gastedition „Fluchtraum“ der Zeitschrift „asyl aktuell“, Heft 2, 2015, in Kooperation mit der Asylkoordination Österreich und der Abteilung für Gebäudelehre und Entwerfen am Institut für Architektur und Entwerfen der TU Wien publiziert. Als Wanderausstellung wurde „Fluchtraum Österreich“ im Herbst 2015 und im Frühjahr 2016 u. a. in der AsylwerberInnenunterkunft Gasthof Bärenwirt in Weitensfeld, beim UNHCR Langen Tag der Flucht am Karlsplatz in Wien, im Architekturforum Oberösterreich in Linz und im Architektur Haus Kärnten in Klagenfurt gezeigt.

15 Für nähere Informationen zum weiteren Verlauf des Langzeitrechercheprojekts besuchen Sie bitte die Webseite www.fluchtraum.at.

„Wohnbiografie – Wohnsituationen auf der Flucht von Ramallah nach Wien“, Mapping von Lea Soltau, erarbeitet im Rahmen der Lehrveranstaltung „Fluchtraum Österreich“, die von Nina Valerie Kolowratnik und Johannes Pointl im Sommersemester 2015 an der Technischen Universität Wien abgehalten wurde.



More than a Metaphor



Architektonische Intervention und Ausstellungsarchitektur von Delugan Meissl Associated Architects

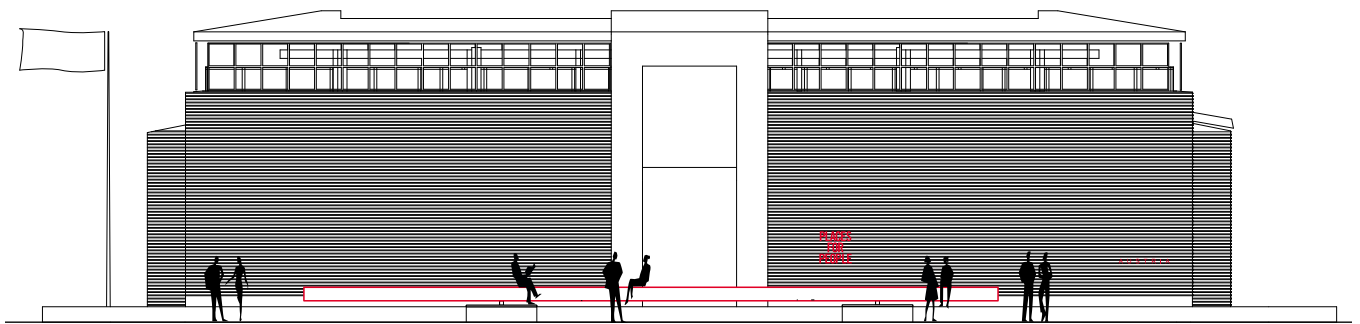
Text: Christian Muhr

Die Entstehungsgeschichte des österreichischen Pavillons ist dank der Forschungsarbeiten im Zusammenhang mit der 2013 erschienenen, aktuell vergriffenen Publikation „Österreich und die Biennale Venedig 1895–2013“ mittlerweile gut dokumentiert. Demzufolge basiert das Gebäude nicht nur auf den Ideen von Josef Hoffmann, dem Gründer von Wiener Werkstätte und Österreichischem Werkbund sowie Mitbegründer der Wiener Secession, sondern auch auf den Entwürfen des Wiener Architekten Robert Kramreiter.

Genese, Architektur und Symbolik des am 12. Mai 1934 eröffneten Gebäudes wurden im Zuge umfassender Restaurierungen sowie in einzelnen Beiträgen zu Kunst- und Architektur-Biennalen immer wieder thematisiert, jüngst etwa durch Heimo Zobernig für die Kunst-Biennale 2015.

Ein zentrales Merkmal dieses Baus, der mit seinen klassizistischen und modernistischen Elementen sowohl als Paradebeispiel für die Wiener Moderne als auch als Manifest des Ständestaats fungierte, bildet dessen Symmetrie, die sich entlang der Quer- und der Längsachse manifestiert.

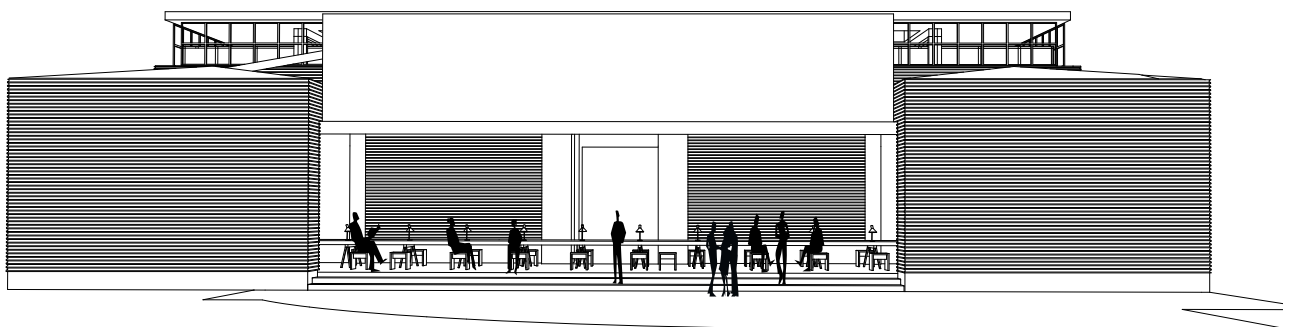
Ein Spezifikum des österreichischen Beitrags zur Architektur-Biennale 2016 besteht darin, dass es sich bei den titelgebenden „Orten für Menschen“ um reale Schauplätze in Wien handelt. Der Pavillon in Venedig dient daher zunächst als Schauraum. Zugleich handelt es sich bei diesem Ausstellungsort insofern um einen weiteren „Ort für Menschen“, als auch dort jene besonderen räumlichen und sozialen Qualitäten erlebbar gemacht werden, die im Zentrum des gesamten Projekts stehen.



Die Ausstellungsarchitektur reagiert auf diese Situation zunächst mit der Entscheidung, den skulpturalen künstlerischen Eingriff von Heimo Zobernig unverändert beizubehalten und nicht wie üblich durch eine neue, eigene Gestaltung zu ersetzen. In den Augen der Architekten hat der Künstler mit seiner Installation exzellente räumliche und atmosphärische Verhältnisse geschaffen, die weitergenutzt werden sollen.

Auf die Architektur des Pavillons sowie auf die Raumsulptur antwortet die Ausstellungsgestaltung von DMAA außerdem mit einem dreiteiligen Ensemble von tischartigen Elementen mit einer einheitlichen Länge von 18 Metern, aber unterschiedlicher Höhe und Ausführung.

Den Auftakt zu diesem Dreiklang bildet eine Plattform aus Beton, die sich vor dem Pavillon entlang dessen Frontseite erstreckt, während sie zugleich aus der monumentalen Mittelachse des Gebäudes gerückt ist. Dadurch wird der Eingangsbereich mit Treppe und Terrasse sowie in Richtung Grünfläche des Vorplatzes aktiviert. Durch seine Dimension und seine Positionierung lädt dieses Element die BesucherInnen zur Benutzung ein.



Parallel dazu, nun aber der inneren Symmetrie des Pavillons exakt folgend, dient ein zweites, niedriges Display im Hauptraum der Präsentation von Fotoplakaten, die auf dieser flachen Konstruktion in unterschiedlichen Höhen gestapelt sind.

Beim dritten Element im anschließenden Seitenraum handelt es sich tatsächlich um einen langen Tisch aus Holz, der, mit Leselampen und Hockern ausgestattet, zur Lektüre der aufliegenden Publikation und zum Verweilen animiert. Mit drei gleichformatigen integrierten Schauflächen bietet der Tisch außerdem Platz für zentrale Informationen und Anschauungsmaterial zu den drei Interventionen, die von den drei Teams jeweils selbst zusammengestellt wurden.

Als das unmittelbar funktionalste Element der Ausstellungsgestaltung wird dieser Tisch nach dem Ende der Architektur-Biennale in seine drei Teile zerlegt, um an den drei Schauplätzen in Wien weiter zum Einsatz zu kommen. Ganz im Sinne des Gesamtprojekts arbeitet die Ausstellungsarchitektur durchaus mit Metaphern wie dem Tisch als Symbol für Kommunikation und Gemeinschaft, aber sie belässt es nicht dabei.